

SOZIOLOGIE

Aus dem Inhalt

- Axel Honneth
Frühes Glück und schnelles Leid
- Daniela Schiek, Larissa Schindler, Heike Greschke
Qualitative Sozialforschung in Krisenzeiten
- Ralph Brinks, Tobias Kurth
Zwei Jahre Corona-Pandemie
- Polarisierte Welten
*Call zu den Plenarveranstaltungen
auf dem 41. Kongress der DGS 2022 in Bielefeld*

SOZIOLOGIE

FORUM
DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 1 • 2022

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Dirk Baecker (verantwortlich im Sinne des Presserechts)
Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für
Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, Tel.: 0341/97 35 648,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de (Redaktion) oder dirk.baecker@uni-wh.de (Dirk
Baecker)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky, Ludwig-Maximilians-Universität München,
Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München
E-Mail: paula.villa@lmu.de, Tel.: 089/2180 2441

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Marcel Siepmann (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße
31, D-45128 Essen, E-Mail: marcel.siepmann@kwi-nrw.de,
Tel.: 0201/1838 138, Fax: 0201/1838 232

Schatzmeisterin der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
PD Dr. Heike Delitz, Universität Bamberg, Fakultät Sozial- und
Wirtschaftswissenschaften, Feldkirchenstraße 21, D-96052 Bamberg
E-Mail: heike.delitz@uni-bamberg.de

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.soziologie.de

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.
Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug
der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der SOZIOLOGIE werden über
EBSCOhost Information Services sowie in den Bibliographien von De Gruyter: IBZ und
IBR erfasst.

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübelmann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, Tel.: 069/97 65 16 32, E-Mail: schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2,
D-72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel.: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der
Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor
Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2021

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die
gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und
die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	5
Identität und Interdisziplinarität	
Axel Honneth	
Frühes Glück und schnelles Leid	7
Forschen, Lehren, Lernen	
Daniela Schiek, Larissa Schindler, Heike Greschke	
Qualitative Sozialforschung in Krisenzeiten: Fachgebiet oder Notprogramm?	20
Ralph Brinks, Tobias Kurth	
Zwei Jahre Corona-Pandemie	32
DGS-Nachrichten	
Polarisierte Welten	
41. Kongress der DGS 2022 in Bielefeld	
Call zu den Plenarveranstaltungen	43
Aus dem DGS-Vorstand	57
Veränderungen in der Mitgliedschaft	59
Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen	
<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriesoziologie	61
<i>Sektion</i> Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie	64
<i>Arbeitsgruppe</i> Soziologische (digitale) Lehre	67

Nachrichten aus der Soziologie

Ein kurzes Gespräch mit Lutz Liffers	70
Tilman Allert	
In memoriam Ulrich Oevermann	74
Das DFG-Netzwerk Mixed Methods und Multimethod Research in der empirischen Sozialforschung	80
ASI-Nachwuchspreis 2022	83
Call for Papers	85
Globalisierung der Grenzen – Grenzen der Globalisierung • The Political Ecology of Work in Times of Disaster • Bewegte Ordnungen • On the resilience of terrorism	
Tagungen	96
Mixed Methods in der Sozialstrukturanalyse • Zu einer Soziologie des Rechts als Fundamentalinstitution der Wirtschaft • Kann eine digitale Gesellschaft nachhaltig sein?	
Autorinnen und Autoren	104
Abstracts	106

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

nach wie vor spielt sich vor unser aller Augen eins der größten Realexperimente ab, das wir zu unseren Lebzeiten das zweifelhafte Glück haben, beobachten zu dürfen. Und nein, ich meine nicht die Globalisierung, die Digitalisierung und den Klimawandel, sondern kleinformatischer die Reaktion der Gesellschaft auf die Pandemie. Globalisierung, Digitalisierung und Klimawandel sind Langfristrends, die es erschweren, ein für die experimentelle Auswertung eindeutiges Vorher und Nachher zu identifizieren. Im Fall der Pandemie jedoch haben wir das Vorher, vielleicht bereits etwas idealisiert, noch deutlich vor den Augen und können daher Effekt und Wirkung unterscheiden.

Nach wie vor muss verblüffen, wie schnell sich die erforderlichen Verhaltensumstellungen in einem überwiegenden Teil der Bevölkerung weltweit durchsetzen konnten. Gab es je einen besseren Beleg für die Koproduktion lokaler und globaler Faktoren in der Determination unseres Verhaltens? Und spürt nicht jeder von uns die Reibungen, die zwischen diesen Faktoren der Normalfall sind? Gab es je einen besseren Beleg für den Geniestreich, mit dem Talcott Parsons jede Handlung auf die erfolgreiche Bearbeitung von vier und nur vier funktionalen Anforderungen reduzierte? Die Maske und die Impfung als Anpassung an die natürlichen Bedingungen einer Handlung, der persönliche Wille, gesund zu bleiben, die Orientierung am Handeln aller anderen als Form der sozialen Integration und nicht zuletzt die Reflexion auf den Wert der Gesundheit als Form der solidarischen Rücksicht auf die Vulnerablen? Ich verzichte darauf, die *pattern variables* zu zitieren, um die Dilemmata zu rekonstruieren, die jedes Handeln beim Umgang mit diesen funktionalen Anforderungen zu bewältigen hat. Schließlich ist dies hier ein Editorial, kein soziologischer Aufsatz.

Ich will auf etwas Anderes hinaus. Wie reagiert die Soziologie auf die weniger erfreulichen Seiten der Pandemie? Welchen Reim machen wir uns auf die ungeheuerliche Zögerlichkeit einer Politik, die selbst vor dem Hintergrund eines Wahlerfolgs und einer neuen Regierungsbildung hierzulande auf eine Art und Weise laviert, dass man sich fragt, welchem sozialen Protest man damit aus dem Weg gehen will, welche Kraft man diesem Protest zutraut und wie wenige Mittel man gegen ihn in der Hand zu haben glaubt.

Gab es je einen besseren Beleg für eine *Politik der Gesellschaft*, das heißt für eine kaum noch zu durchschauende Verwobenheit der Politik in die Gesellschaft? Gab es je einen besseren Beleg für die Offenheit eines geschlossenen, sich in fröhlicher Autopoiesis reproduzierenden Systems?

Aber selbst das beschäftigt mich nicht so sehr wie ein dritter Gedanke. Welchen Reim machen wir uns auf die Bewegung der Coronaleugner und Impfgegner? Viele Kritikpunkte lassen sich nachvollziehen, die Unentschlossenheit der Politik bis hin zum Hin und Her um eine Beibehaltung der nationalen epidemischen Lage auf dem Höhepunkt der 4. Welle, die seltsame Preisgestaltung der EU-Kommission beim Einkauf des Impfstoffs (taz, 4. November 2021) und natürlich die Vorsicht gegenüber den verschiedenen Impfstoffen. Doch welche Stimmung motiviert die Coronaleugner und Impfgegner? Überdross, Müdigkeit und Misstrauen, gut, aber das gilt für alle. Ich sehe vor allem einen unglaublichen Trotz. Ich sehe eine Unfähigkeit, einen Gegner – das Virus – zu akzeptieren, der nicht mit sich verhandeln lässt, und sich einer Faktizität und Notwendigkeit zu stellen, die immer noch einen Interpretationsspielraum lässt, aber als solche nicht zu negieren sind.

Alles könnte anders sein, und ich kann alles ändern. Das ist der latente Schlachtruf einer Bewegung, die sicherlich überrascht wäre, wenn man sie zur Speerspitze der Verteidigung einer kontingenten, also freien Gesellschaft erklären würde. Welche Mittel hat die Soziologie, die Grenzen dieser Kontingenz aufzuzeigen? Niklas Luhmann sprach von einer »soziologischen Aufklärung«, um die Grenzen der Kontingenz im Zusammenspiel der gesellschaftlichen Systeme zu beschreiben. Heute jedoch haben wir es mit Grenzen der Kontingenz zu tun, die in jener Natur liegen, der wir zoonotisch zu nahe rücken. Das A in Parsons' AGIL-Schema wird zum Flaschenhals. Allorten wird ein »neuer« Materialismus ausgerufen, um die Übertreibungen des Konstruktivismus in die Schranken zu weisen. Aber wie beschreiben und erklären wir das Phänomen, dass die Gesellschaft sich mit ihrer Berufung auf die Kontingenz in einem Moment vergiftet, in dem die Anerkennung einer Notwendigkeit das schlichte Ergebnis einer (natur-)wissenschaftlichen Erkenntnis ist?

Bestimmt denken jetzt manche von Ihnen: alles ein Ergebnis effektiver Ungleichheit. Und falsch wäre auch das nicht.

Mit herzlichen Grüßen
Dirk Baecker

Frühes Glück und schnelles Leid

Meine ersten Jahre am Institut für Sozialforschung

*Axel Honneth**

Welche schwere Aufgabe vor mir lag, als ich im Jahr 2001 das Amt des geschäftsführenden Direktors am Frankfurter Institut für Sozialforschung antrat, war mir von Anfang an klar; wie schwierig sie tatsächlich sein sollte, ist mir erst im Laufe der Zeit vollends bewusst geworden. Ludwig von Friedeburg, mein Vorgänger, hat sicherlich gewusst, welches Risiko er auf sich nahm, als er dem Stiftungsrat des Instituts vorschlug, jemanden zum Direktor zu ernennen, der von Haus aus nicht Soziologe, sondern Philosoph war. Gewiss, sein eigener Vorgänger, Theodor W. Adorno, war auch kein waschechter Vertreter des Fachs gewesen; aber der Genius des Hauses hatte der wissenschaftlichen Öffentlichkeit schon lange vor seinem Amtsantritt hinlänglich bewiesen, dass er sich das Handwerkszeug der empirischen Sozialforschung ebenso schnell anzueignen vermochte wie so manch andere Disziplin, die auf seinem intellektuellen Lebensweg gelegen hatte. Mit mir aber sollte ein Philosoph das Schicksal des Instituts lenken, der zwar auch soziologische Neigungen verspürte und das Fach studiert hatte, jedoch weder mit den methodologischen Raffinessen der empirischen Sozialforschung noch mit den Tücken der Drittmittelbeantragung sonderlich vertraut war. Was zunächst ein Handikap zu sein schien, erwies sich erstaunlicherweise nach kurzer Zeit aber erst einmal als ein Vorteil; ich ging mit einer Unbekümmertheit und Chuzpe ans Werk, die nur jemand besitzen konnte, der von den Schwierigkeiten der Ummünzung theoretischer Fragestellungen in antragsfähige Projekte mit empirischem Zuschnitt noch keinen blassen Schimmer haben konnte.

* *Anm. der Redaktion:* Axel Honneth war von 2001 bis 2018 Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Nach der kommissarischen Leitung durch Ferdinand Sutterlüty übernahm Stephan Lessenich im Juli 2021 diese Position.

Zurück zu den Wurzeln

Zu der produktiven Unbedarftheit dieser Anfänge gehörte, dass ich mich bei der tastenden Suche nach ersten Orientierungen in der neuen Rolle zunächst an das ursprüngliche Programm von Max Horkheimer halten wollte. Trotz der überwiegend marxistischen oder feministischen Einstellung seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter war das Institut für Sozialforschung damals auf dem besten Weg, zu einer akademischen Dependence der in der Bundesrepublik etablierten Sozialforschung zu werden; man beschäftigte sich vorrangig mit der alten, im Haus seit langem bearbeiteten und gewiss nicht unwichtigen Frage, welche Wirkungen der technische Wandel im Produktionsprozess auf das Bewusstsein und die politischen Gesinnungen der Beschäftigten haben würde. Auf der Strecke geblieben war dabei nicht nur, was Horkheimer als übergreifende, philosophisch inspirierte Fragestellung bezeichnet hatte, sondern auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit, mit der er der empirischen Forschung im Institut ursprünglich einen gänzlich neuen, innovativen Charakter verleihen wollte. Beides sollte nun nach meiner – um die Konsequenzen zunächst nicht allzu bekümmerten – Vorstellung schnellstmöglich wieder im Hause zur programmatischen Richtschnur werden; schon nach kurzer Eingewöhnung fasste ich erste Maßnahmen ins Auge, um die empirische Forschung am Institut stärker interdisziplinär auszurichten und so weit wie eben möglich auf das Ziel hin festzulegen, im Verbund mehrerer Disziplinen ein einziges, zeitdiagnostisch relevantes Schlüsselthema zu bearbeiten.

Allerdings waren diese Pläne dann doch schneller geschmiedet als in die Realität umgesetzt. Mein erster Schritt zur Wiederbelebung der ursprünglichen Idee des Instituts bestand darin, mich nach Kolleginnen und Kollegen in Frankfurt und an den benachbarten Universitäten umzuschauen, die einerseits sozialwissenschaftliche Disziplinen vertraten, die im Hause deutlich unterrepräsentiert waren, und andererseits die Gewähr boten, an der interdisziplinären Zusammenarbeit ein lebhaftes Interesse zu besitzen; bei der Auswahl der Disziplinen, die mir für ein solches Unternehmen geeignet schienen, hielt ich mich wieder an die Vorstellungen Horkheimers und suchte also nach Gleichgesinnten auf dem Feld der Kulturosoziologie, der Psychoanalyse und der Rechtswissenschaft. Das Glück war mir bei diesem ersten Unterfangen äußerst hold, denn mit Martin Dornes, Klaus Günther und Sighard Neckel fand ich schnell drei Kollegen, die bereit waren, dem »Kollegium«, dem bereits bestehenden Leitungsgremium beizutreten und es

interdisziplinär zu erweitern. Schnell war es nach meiner Erinnerung auch möglich, diesen neu zusammengesetzten Kreis von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Forschungsarbeit zukünftig stärker auf ein übergreifendes Thema hin auszurichten, das den besonderen Charakter des gegenwärtigen Kapitalismus in den Blick nehmen sollte.

Auf zu neuen Ufern

Ebenso rasch aber, wie wir uns in diesen programmatischen Zielsetzungen einig wurden, traten uns auch die enormen Widrigkeiten vor Augen, die deren Umsetzung im Institut entgegenstanden; dazu gehörte an erster Stelle, dass das für die Vorbereitung von antragsreifen Forschungsprojekten erforderliche Budget in einem beträchtlichen Maße von finanziellen Mitteln abhing, die aus den Gemeinkosten der von der DFG bewilligten Projekte stammten. Was diese überschüssigen Mittel anbelangte, befand sich das Institut damals aber in einer äußerst schwierigen Lage, weil die Anzahl der erfolgreich beantragten Forschungsprojekte in den vorangegangenen Jahren leicht gesunken war, so dass Mittel zur Freistellung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für die Ausarbeitung von geeigneten Projektanträgen kaum vorhanden waren – wozu man wissen muss, dass das Institut nur im Bereich der Verwaltung, der Sekretariate und der Bibliothek über feste Stellen verfügte, nicht aber in dem der Forschung. Also war ich gemeinsam mit dem Kollegium vor die schier unlösbare Aufgabe gestellt, auf einem Schiff, das bei rauer See unterzugehen drohte, schnellstmöglich wieder die Segel zu hissen, um Kurs auf ein sicheres Eiland zu nehmen, auf dem mit neueingeworbenen Geldern auch die rosige Zukunft eines erfolgreichen Forschungsprogramms winkte.

Dass wir zwar nicht eine solche paradiesische Insel mit üppigster Ausstattung und idealen Arbeitsbedingungen erreichten, aber immerhin doch das schützende Festland, verdankte sich den vielen glücklichen Fügungen, die vielleicht wie durch Zauberhand jeder beherzte Neubeginn mit sich bringt. Im Kollegium gingen wir mit viel Engagement und Streitlust daran, uns erste Gedanken über ein übergreifendes Forschungsthema zu machen, das zugleich interdisziplinär, forschungstauglich und irgendwie originell, nicht allzu altbacken sein sollte; parallel dazu waren wir aber auch schon mit dem Versuch beschäftigt, neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den

verschiedenen Disziplinen heranzuziehen, die bereit sein würden, ohne sichere Aussicht auf eine feste Beschäftigung und daher in höchst prekärer Lage an einem Projekt mitzuarbeiten, dessen Umriss uns selbst noch nicht vollständig klar waren. Dass es uns dann tatsächlich gelang, junge Leute diesen Schlags zu gewinnen – trotz vorläufiger Nichtfinanzierung gewillt, an der Wiederbelebung des einst ruhmreichen Instituts mitzuwirken – betrachte ich im Nachhinein als wohl wichtigste Voraussetzung dafür, dass sich im Hause alsbald eine ungeheuer energiegeladene und experimentierfreudige Stimmung breitzumachen begann; kaum war nämlich aus der Gemengelage von alter Mitarbeiterschaft, Kollegium und neuen, noch unbezahlten Kräften eine auch nur halbwegs funktionstüchtige Arbeitsstruktur erwachsen, schon befeuerten wir uns in den wöchentlich stattfindenden Kolloquien und in den inzwischen eingerichteten Arbeitskreisen gegenseitig mit Ideen, was alles zu tun sei, um am Leitfaden einer übergeordneten Fragestellung interdisziplinär ineinandergreifende Forschungsprojekte auf den Weg zu bringen.

Was alles aus diesen ersten Jahren voller intensiver Diskussionen an tragfähigem Arbeitsprogramm hervorging und auch über das nächste Jahrzehnt hinweg Bestand haben sollte, vermag ich im Einzelnen kaum mehr aufzulisten; unklar ist mir im Rückblick auch, ob der Entwurf eines neuen Forschungsprogramms den organisatorischen Umbauten vorauslief, beides irgendwie Hand in Hand ging oder doch die arbeitstechnischen Restrukturierungen den theoretischen Neuerungen den Weg bahnten. Auf jeden Fall wandelte sich vieles so schnell, dass das Institut schon nach wenigen Jahren kaum mehr wiederzuerkennen war. Die meiste Zeit verbrachten wir sicherlich damit, uns über den genauen Zuschnitt des übergreifenden Forschungsthemas und den Titel der Zeitschrift zu verständigen, die wir inzwischen entschlossen waren, in Anknüpfung an das alte Organ des Hauses neu herauszubringen. Zwar war die erste Aufgabe gewiss von wesentlich größerer Bedeutung als die zweite, aber auf beide verwendeten wir nach meiner Erinnerung etwa die gleiche Zeit an nicht enden wollenden Diskussionen. In Hinblick auf die Frage, was wir unter dem gemeinsamen Dach einer zeitdiagnostischen Problemstellung zukünftig interdisziplinär untersuchen wollten, herrschte vorläufig nur Einigkeit darüber, dass der aktuelle Strukturwandel des Kapitalismus in den Blick genommen werden sollte; was daran aber als so markant und erfahrungsrelevant gelten konnte, dass es geeignet schien, über mehrere Jahre hinweg sowohl unsere Aufmerksamkeit zu fesseln als auch das Interesse der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auf sich zu ziehen, war uns zunächst vollkommen unklar. Der Durchbruch erfolgte, als wir im

Zuge der gemeinsamen Lektüre neuerer Gesellschaftsanalysen mit der Hypothese zu arbeiten begannen, dass das Besondere an der gegenwärtigen Entwicklung die Art des Scheiterns großflächiger und vielversprechender Reformvorhaben sein könnte; solche emanzipatorischen Projekte wie der Ausbau des Sozialstaats, die Gleichstellung der Geschlechter, die Liberalisierung der Erziehung oder die Reform des Strafrechts verliefen nach unserem Eindruck immer häufiger nicht einfach nur im Sande, sondern schlugen oft in das normative Gegenteil des ursprünglich Beabsichtigten um, in zunehmende Bürokratisierung also, in neue Abhängigkeiten oder in die unerwartete Wiederkehr alter Rollenbilder. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass wir ein ganzes Jahr brauchten, um uns in Abwägung der Pros und Contras und bei genauester Betrachtung von möglichen Alternativen schließlich darauf verständigten, unseren gemeinsamen Forschungsschwerpunkt mit dem Titel »Paradoxien der kapitalistischen Modernisierung« zu versehen.

Organisationsreform

Schon während dieser Diskussionen wurde uns allerdings auch bald klar, dass es die interdisziplinäre Bearbeitung solch eines umfassenden Themas ebenfalls erforderlich machen würde, die Forschungspraxis im Institut neu zu organisieren; bislang hatte man ja alle empirischen Projekte geradezu naturwüchsig in der Soziologie beheimatet sein lassen, während nun verschiedene Disziplinen unterschiedliche Aspekte der gesellschaftlichen Entwicklung untersuchen sollten, so dass es bei der zentripetalen Ausrichtung der Institutsarbeit nicht länger bleiben konnte. Immer wieder erwogen wir daher, regelrechte Forschungsabteilungen im Hause einzurichten, was jedoch angesichts der kleinen Zahl von MitarbeiterInnen und der geringen Zeit, die die nur ehrenamtlich tätigen Kollegiaten für das Institut aufwenden konnten, der Errichtung eines Potemkinschen Dorfes gleichgekommen wäre. Der Kompromiss, den wir fanden, bestand am Ende darin, den Ausdruck der »Abteilung« mangels personaler Masse zu vermeiden, aber faktisch die Vorbereitung, Erörterung und Durchführung der einzelnen Projekte doch in Arbeitskreisen zu verankern, die disziplinar ausgerichtet waren und sich vornehmlich mit einem Aspekt unseres übergreifenden Themas beschäftigen sollten. Diese Neuerung machte eine weitere Reform notwendig, die aller-

dings noch andere, mit meiner eigenen Position zusammenhängende Gründe hatte: Als an der Goethe-Universität beschäftigter Professor hatte man mir zwar zum Ausgleich für meine Amtstätigkeit am IfS eine Reduktion meines Lehrdeputats um 50 Prozent bewilligt, aber trotzdem vermochte ich längst nicht so viel Zeit der Leitung des Instituts zu widmen, wie es bei all den Plänen für ein breiter aufgestelltes Programm und eine stärkere internationale Orientierung erforderlich gewesen wäre. Eine Lösung konnte daher nur darin bestehen, aus dem knapp bemessenen Budget des Hauses die finanziellen Mittel für eine neu zu schaffende Stelle aufzubringen, die wir mit dem Titel »wissenschaftliche/r Referent/in« versehen wollten und deren zukünftige Aufgabe es sein sollte, die verschiedenen Forschungsfelder zu koordinieren, den MitarbeiterInnen bei der Ausarbeitung ihrer Projektanträge beiseite zu stehen und geplante Veröffentlichungen redaktionell zu betreuen.

Vor allem auf diesem letzten Gebiet schien mir ein großer Nachholbedarf gegenüber der Praxis zu bestehen, die vor meinem Amtsantritt im Institut vorgeherrscht hatte. Gewiss, man war darum bemüht gewesen, die Ergebnisse der eigenen Forschung in einer Schriftenreihe zu veröffentlichen, und hatte darüber hinaus damit begonnen, mit Hilfe einer »Mitteilungen« genannten Broschüre die wissenschaftlichen Aktivitäten des Hauses publik zu machen. Das war sicherlich der richtige Weg, reichte aber nach meinem Eindruck noch nicht aus, das Institut in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit wieder sichtbarer werden zu lassen und damit gegenüber Land und Stadt zu rechtfertigen, warum jährlich eine doch bei aller Unterfinanzierung nicht unerhebliche Summe für eine sich als »kritisch« bezeichnende Sozialforschung verausgabt werden sollte. Aus solchen Überlegungen erwuchs die zunächst verwegen, ja anmaßend klingende Idee, in der Veröffentlichungspraxis des Hauses viel stärker als in den letzten Jahrzehnten wieder die Kontinuität mit dem alten, von Adorno und Horkheimer geleiteten Institut zur Geltung zu bringen. Zwei Maßnahmen waren es, mit denen wir glaubten, diese Absicht in die Tat umsetzen zu können: Wie früher sollte zum einen die Schriftenreihe des Instituts wieder »Frankfurter Beiträge« heißen und auch für institutsunabhängige Publikationen aus dem In- und Ausland geöffnet werden – wobei die »Beiträge« nun, um Missverständnisse angesichts der starken Spezialisierung der Sozialforschung zu vermeiden, ausdrücklich zugleich der »Soziologie« und der »Philosophie« gewidmet sein sollten. Wie bereits erwähnt, liebäugelten wir zum anderen aber auch mit dem Plan, die alte, legendäre Zeitschrift des Instituts wiederaufleben zu lassen, natürlich

nicht in direkter Nachfolge, so, als seien wir die legitimen Kinder der ersten Generation, sondern mit dem Zusatz »*Neue* Zeitschrift für Sozialforschung«.

WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung

Von all den Plänen und Projekten, die während meiner Amtszeit im Institut in Angriff genommen wurden, hat mir dieses Unternehmen von Anfang an wohl den größten Spaß bereitet – was, um ehrlich zu sein, leichte Zweifel an meinen Qualitäten als Leiter eines sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts nähren könnte. Unvergesslich sind mir schon die unendlichen, sich bis in den späten Abend hinziehenden Diskussionen, die wir, noch bevor alle organisatorischen Details geklärt waren, damit verbrachten, uns über die Aufgaben, den Titel und die Gliederung der neuen Zeitschrift einig zu werden. Beschlossen war schnell, dass sie einen deutlich interdisziplinären Charakter haben sollte, also Beiträge aus der Soziologie, Philosophie und Psychoanalyse, aber auch aus benachbarten Disziplinen wie der Zeitgeschichte und der Politikwissenschaft enthalten sollte; falls die finanziellen Mittel reichen würden, wollten wir zudem, wo es angesichts der Bedeutung eines Themas geraten schien, auch Übersetzungen von bereits in anderen Sprachen veröffentlichten Texten publizieren; als Maßstab für die Bedeutung eines Beitrags galt uns, dass er in einem sehr weiten Sinn der Fortentwicklung einer kritischen Gesellschaftsanalyse dienlich war, sei es nun durch grundlagentheoretische Überlegungen, empirische Analysen, zeitdiagnostische Betrachtungen oder auch pointierte Sammelrezensionen. Jedes der zweimal im Jahr erscheinenden Hefte sollte einen thematischen Schwerpunkt besitzen, der aber nicht so starkes Gewicht haben durfte, dass der Rest dadurch vollkommen in den Schatten gestellt würde. Für die Betitelung der verschiedenen Rubriken hatten wir den je nach Betrachtungsweise nostalgischen oder ironischen Einfall, zentrale Begriffe aus dem Werk Adornos zu verwenden, so dass der Eröffnungsteil mit jeweils drei substantiellen Artikeln von uns schließlich »Studien«, der mittlere, den Schwerpunkt enthaltende Teil »Stichwort« und der abschließende Teil mit Beiträgen zur Zeit »Eingriffe« genannt wurde. Nachdem wir ebenfalls beschlossen hatten, Adorno zusätzlich noch dadurch Reverenz zu erweisen, dass wir in den »Studien« jedes Mal einen mit ästhetischen Fragen befassten Artikel unterbringen wollten, fehlte nur noch der Titel für das ganze ehrgeizige Unternehmen – und es würde leider

zu viel Raum in Anspruch nehmen, von all den absurden Einfällen, taktischen Erwägungen und tiefsinnigen Einlassungen zu berichten, die während dieses Suchprozesses vorgebracht wurden, bis wir am Ende gemeinsam beschlossen hatten, unsere Zeitschrift mit allerlei subtilen Hintergedanken »WestEnd« zu nennen.

Theorie und Praxis der Förderanträge

All das, was ich bislang erzählt habe, fiel in die ersten zwei, drei Jahre meiner Amtszeit am Institut. Die Aussicht, im Rückgriff auf die alte Tradition tatsächlich noch einmal etwas Neues auf die Beine stellen zu können, hatte in diesen ersten Jahren bei mir und meinen Mitstreitern einen Enthusiasmus geweckt, der uns gemeinsam davon überzeugt sein ließ, hinreichend für alle zukünftig drohenden Widrigkeiten gewappnet zu sein. Die ersten, aus Institutsmitteln bezahlten MitarbeiterInnen begannen, Forschungsprojekte vorzubereiten, die nach unserer geteilten Überzeugung geeignet waren, einen empirisch erhellenden Beitrag zu unserer übergreifenden Fragestellung zu liefern; die wissenschaftliche Referentin, die wir dank des geschickten Kostenmanagements unseres begnadeten Verwaltungsleiters mittlerweile hatten einstellen können, war bereits mit der Koordinierung und redaktionellen Betreuung der entstehenden Drittmittelanträge beschäftigt; mit K.D. Wolff gab es erfolversprechende, wenn auch launige Vorgespräche darüber, die Zeitschrift »WestEnd« zukünftig zweimal jährlich unter kräftiger Bezuschussung durchs Institut in seinem Stroemfeld-Verlag erscheinen zu lassen; der erste, bereits im Jahr 2002 veröffentlichte Band unserer neuen Schriftenreihe, die von nun an beim Campus-Verlag in einer sich äußerlich stark vom Rest des Verlagsprogramms abhebenden Gestalt erscheinen sollte, bot bereits einen ersten Überblick über den zeitdiagnostischen Forschungsschwerpunkt, den wir in den kommenden Jahren unter dem Titel »Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus« empirisch bearbeiten wollten (Honneth 2002); ja, mit der Adorno-Vorlesung von Judith Butler im selben Jahr war sogar schon der Auftakt für eine ganze Vorlesungsreihe gemacht worden (Butler 2003), die wir zukünftig in Zusammenarbeit mit dem Suhrkamp-Verlag regelmäßig durchführen wollten, um der Frage nach der Bedeutung Adornos für die Einzelwissenschaften öffentlich nachgehen zu können. Kurz, wir glaubten, alles getan zu haben, was zu tun war, um das Institut wieder zu

einem lebendigen Zentrum der kritischen Sozialforschung in Deutschland werden zu lassen.

Bei all diesen erfolversprechenden Maßnahmen hatte ich allerdings, unbedarft wie ich in Sachen der drittmittelabhängigen Forschung war, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die ganze Existenz des Instituts hing ja aufgrund der Tatsache, dass die finanzielle Grundausrüstung ausschließlich für die Verwaltung, die Sekretariate und die Bibliothek verwendet wurde, ganz wesentlich davon ab, ob es dauerhaft gelang, gemeinsam Projektanträge zu generieren, die nach entsprechender Antragstellung von einer der wissenschaftlichen Fördereinrichtungen bewilligt werden und mithin die dringend benötigten Forschungsgelder einbringen würden. Diese Klippe stellte auch solange kein wirkliches Problem dar, wie das Institut vornehmlich nur auf dem eng umgrenzten Feld der Industriesoziologie tätig war, weil stets unschwer zu antizipieren war, welche Erwartungen auf Seiten der Förderorganisationen bestanden, wie der Kreis der GutachterInnen zusammengesetzt sein würde und was mithin ein erfolversprechender Antrag beinhalten müsste. Aber all diese eingespielten Routinen der Antragstellung mussten in dem Augenblick versagen, in dem das Institut daranging, seinen Forschungsschwerpunkt nicht einfach nur zu verlagern, sondern ihn interdisziplinär auszuweiten und überdies stärker an eine philosophische Fragestellung zurückzubinden; denn nun war mit einem Mal gar nicht mehr klar, ob und wie die vorgesehenen Forschungsprojekte in die engmaschigen Raster passen würden, die die DFG und andere Forschungsorganisationen für die Antragstellung vorgesehen hatten. Nicht, dass es uns an Ideen gefehlt hätte, wie man die hypothetisch behaupteten »Paradoxien« anhand der Verlaufsform einzelner Reformbemühungen in bestimmten Sozialbereichen empirisch hätte untersuchen können; aber schnell stellte sich heraus, dass diese angedachten und ausgiebig diskutierten Projekte kaum in ein Format zu bringen waren, das die von den Stiftungen erlassenen Auflagen an die Antragstellung in ausreichendem Maße erfüllen würde. Probleme solcher Art taten sich an zwei Stellen zugleich auf, die beide damit zu tun hatten, dass wir, um unserer übergreifenden Fragestellung gerecht werden zu können, historische Prozesse von mittlerer Dauer aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen untersuchen mussten. Ich kann die Schwierigkeiten, vor denen wir damit standen, am besten am Beispiel eines der geplanten Teilprojekte erläutern.

In einem der obengenannten Arbeitskreise – dem wir, wenn ich mich recht erinnere, den Titel »Familie und Sozialisation« gegeben hatten – war

nach langen Diskussionen der Plan entstanden, in Kombination von soziologischen und psychoanalytischen Perspektiven empirisch zu untersuchen, inwiefern die seit den frühen 1970er Jahren in Gang befindliche Enttraditionalisierung der Familie inzwischen tatsächlich dazu geführt hatte, dass die Väter nun wesentlich aktiver an der Kindererziehung beteiligt waren und somit eine gänzlich »neue« Rolle innerhalb der familialen Triade zu übernehmen begannen. Mit der einschlägigen Literatur aus beiden Disziplinen hatten wir uns in langen Abendsitzungen mittlerweile hinlänglich vertraut gemacht, einige der Mitwirkenden waren überdies selber im Bereich der Familiensoziologie oder der psychoanalytischen Familientherapie tätig, so dass es uns nach rund einem Jahr an der Zeit schien, von der Phase der bloßen Erwägung einer Idee in die der konkreten Antragsformulierung überzugehen; zwei der Beteiligten hatten sich bereit erklärt, gegebenenfalls die Durchführung des Projekts zu übernehmen, obwohl das für beide bedeutete, ein hohes Risiko auf sich zu nehmen, weil sie sich für die Dauer der vom Institut nur äußerst spärlich finanzierten Antragsvorbereitung von ihrer beruflichen Tätigkeit beurlauben lassen mussten und im Fall eines Scheiterns also auch vor dem Nichts hätten stehen können – ein Wagnis, an dem sich schlagartig das Prekäre an der Lage von jungen WissenschaftlerInnen offenbart, die aus Begeisterung und Engagement für die Sache eine befristete und schlechtbezahlte Projektstelle einer lukrativeren und sichereren Berufstätigkeit vorziehen. Auf jeden Fall waren alle im Haus schnell Feuer und Flamme für das geplante Projekt, nicht nur, weil es bestens geeignet war, die leitende These unseres Schlüsselthemas für den Bereich der Familie einer empirischen Überprüfung zu unterziehen, sondern auch, weil damit das alte, bis auf die Studie »Autorität und Familie« zurückgehende Interesse des Instituts an den Strukturwandlungen der familialen Sozialisation wiederaufgenommen werden würde. Die ersten Schwierigkeiten begannen sich allerdings schon abzuzeichnen, als uns in Vorgesprächen mit den wohlgesonnenen Referenten der DFG angedeutet wurde, dass ein derartiges Projekt deswegen wenig Erfolgsaussichten besäße, weil darin Annahmen über den Zustand der Familie in den 1970er Jahren vorausgesetzt würden, für die die empirischen Belege gar nicht selbst erbracht werden könnten; es helfe wenig, so hieß es weiter, diese Lücke durch Verweis auf die Ergebnisse einschlägiger Untersuchungen schließen zu wollen, da deren Validität ja ihrerseits durchaus fraglich sei und von uns im Rahmen des Projektes nicht überzeugend nachgewiesen werden könnte. Erst im Lichte dieser Anmahnungen wurde mir vollends klar, dass das beabsichtigte Projekt, ja alle Projekte, die wir bislang im Sinne einer

empirischen Überprüfung unserer zeitdiagnostischen These ins Auge gefasst hatten, von Seiten der Fördereinrichtungen als Längsschnittuntersuchungen behandelt werden würden, weil wir selbstverständlich versuchen mussten, das Verhalten einer bestimmten Gruppe von Akteuren über einen Zeitraum von einigen Jahrzehnten empirisch zu untersuchen; und wenn es im Rahmen solcher Studien nicht erlaubt war, den Beginn dieses Zeitraums durch Verweis auf inzwischen hinlänglich bestätigte Forschungsergebnisse zu beschreiben, so gab es für uns keinerlei Aussicht, Fördermittel für empirische Projekte einzuwerben, in denen wir unsere erkenntnisleitende Hypothese an ausgewählten Fallbeispielen direkt überprüfen wollten.

Man mag diesen ersten Rückschlag entweder als einen Beleg für das ganze Ausmaß meiner Einfalt in Belangen der soziologischen Drittmittelforschung nehmen oder aber als einen Hinweis darauf, dass ein so ambitioniertes Forschungsprogramm, wie wir es vor Augen hatten, letztlich nur mit Hilfe von drittmittelunabhängigen, also aus dem Grundhaushalt finanzierten WissenschaftlerInnen durchführbar gewesen wäre. Ganz unabhängig davon aber, wie das Urteil ausfällt, für uns bedeutete die erhaltene Auskunft, an unseren bisherigen Plänen Abstriche vornehmen und das gemeinsame Forschungsvorhaben daher in weniger ehrgeizige, nicht historisch ausgerichtete und daher empirisch besser zu handhabende Teilprojekte zerlegen zu müssen. Mit Bezug auf die erwähnte Studie zu den »neuen Vätern« hieß das, von der Absicht abzulassen, einen sei es paradoxal oder geradlinig verlaufenden Entwicklungsprozess zu untersuchen, und uns stattdessen nur auf die Erforschung des Ist-Zustandes in der familialen Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau zu beschränken.

Aber die nächste Klippe ließ nicht lange auf sich warten und kam in Form der dringenden Empfehlung daher, in das soziologische Forschungsprojekt auf keinen Fall psychoanalytische Betrachtungen einfließen zu lassen. Auch diese Auflage hatte wieder einen gut nachvollziehbaren Grund, mussten die Stiftungen doch darauf achten, dass die eingereichten Forschungsanträge jeweils nur einer Disziplin zuzuordnen waren, damit sie durch den Kreis der FachgutachterInnen sachverständig beurteilt werden konnten. Allerdings war damit auch unsere Hoffnung auf eine Wiederbelebung der interdisziplinären Sozialforschung am Institut vorläufig erst einmal »gestorben«. Das geplante Forschungsprojekt zu der Frage, wie es heute um die Mitwirkung der Väter an der Kindererziehung und der Hausarbeit bestellt war, musste theoretisch weiter abgespeckt und auf das Standardformat eines soziologischen Drittmittelantrags gebracht werden. Hätten die zwei für

das Projekt vorgesehenen MitarbeiterInnen damals aufgrund der vielen Hürden und ihrer prekären Lage die Flinte ins Korn geworfen, so wären wir ihnen wohl umgehend gefolgt und hätten das lange vorbereitete Projekt aus lauter Enttäuschung komplett fallengelassen; aber beide beharrten darauf, inzwischen von der Aktualität und Wichtigkeit ihres Themas gänzlich überzeugt, einen vollständig überarbeiteten, um viele wesentliche Gedanken gekürzten Antrag doch noch bei der DFG einzureichen und wurden schließlich für ihr Durchhaltevermögen und Engagement auch belohnt: Nach einigem Hin und Her bewilligte man den Antrag, das Projekt konnte realisiert werden, die Studie, die daraus resultierte, wurde unter dem Titel »Neue Väter?« als Band 24 unserer Schriftenreihe veröffentlicht (Bambey, Gumbinger 2017) – das glückliche Ende eines Desillusionierungsprozesses, der mehr als zehn Jahre gedauert hatte und mich zu der bitteren Erkenntnis gelangen ließ, dass bei vollständiger Drittmittelabhängigkeit der Forschung das hehre Ziel einer interdisziplinär angelegten Gesellschaftsanalyse nicht zu verwirklichen ist.

Die Lehre, die wir daraus zogen, ist schnell umrissen: Die Idee, alle Forschungsprojekte des Hauses um ein einziges, philosophisch inspiriertes Schlüsselthema kreisen zu lassen, mussten wir alsbald endgültig ad acta legen; Projekte diesen Typs würden wir in Zukunft nur noch mittels Anträgen bei Programmsparten zu finanzieren versuchen, die die Stiftungen ausdrücklich für größere, interdisziplinär zusammengesetzte Forschungsgruppen vorsahen, so dass insgesamt die wissenschaftliche Forschungstätigkeit im Institut wieder stärker dem Wildwuchs von Einzelinitiativen der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter überlassen bleiben sollte. Das Haus, das ich gründlich renovieren wollte, hatte zwar inzwischen einen sehenswerten, vielfarbigen Außenanstrich erhalten, war aber im Inneren nahezu so sanierungsbedürftig geblieben, wie ich es vorgefunden hatte. Es sollte noch einmal rund zehn Jahre dauern, bis ein Expertenteam des Wissenschaftsrats das Land Hessen und die Stadt Frankfurt auf diesen Renovierungsbedarf in der Organisation des Instituts aufmerksam machte – und damit, wie zu hoffen ist, die Tür zu einer neuen Zukunft aufstieß.

Literatur

- Bambey, Andrea / Gumbinger, Hans-Walter 2017: Neue Väter? Rollenmodelle zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Band 24, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Butler, Judith 2003: Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2002, übersetzt von Rainer Ansén. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (Hg.) 2002: Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Band 1, Frankfurt am Main, New York: Campus.

Qualitative Sozialforschung in Krisenzeiten: Fachgebiet oder Notprogramm?

Daniela Schiek, Larissa Schindler, Heike Greschke

Nichts geht mehr oder alles ist möglich?

Unser Ausgangspunkt

Der weltweite Ausbruch von COVID 19 im Jahr 2020 veränderte schlagartig die etablierten Regeln für soziale Zusammenkünfte und damit auch der Datenerhebung, -auswertung und Projektorganisation in der empirischen Sozialforschung. Besonders gilt dies für Forschung, die wesentlich auf Anwesenheit im Forschungsfeld baut und physische Kontakte als zentrales Mittel der Untersuchung nutzt: Vielen qualitativen Forscher:innen ist durch die Infektionsschutzmaßnahmen das Feld weggebrochen. Sie sehen sich plötzlich und unerwartet mit Unterbrechungen ihrer Forschung (und damit oft auch ihrer Biografie) konfrontiert oder müssen sich mit für sie neuen und ihrer Fragestellung möglicherweise nicht angemessen erscheinenden Instrumenten auseinandersetzen. Betrachtet man die bisherigen Diskussionen im Fach, etwa beim DGS-ÖGS-Kongress 2021, in DGS-Foren (Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2020; Reichertz 2021) oder über bekannte Verteiler wie etwa QSF-L,¹ so sind zurzeit im Wesentlichen zwei Umgangsweisen mit den Auswirkungen der Pandemie auf die qualitative Sozialforschung öffentlich gut sichtbar: Auf der einen Seite ist ein weitestgehend unvoreingenommener Einsatz von Kommunikationstechnologien in der Forschung zu verzeich-

¹ QSF-L ist ein seit 1999 bestehendes interdisziplinäres Austauschforum für qualitative Forscher:innen, das über E-Mail geführt wird: <https://qualitative-forschung.de/mailling-liste-qsf-l/>.

nen; zum Beispiel häufen sich positive Erfahrungsberichte bis hin zu Lehrmaterialien zu qualitativen Video- und Telefoninterviews (zum Beispiel Archibald et al. 2019; Dröge 2020; Gray et al. 2020; Saarijärvi, Bratt 2021). Auf der anderen Seite wird eine Inkompatibilität qualitativer Forschung mit medial vermittelten Interaktionsformen angenommen bzw. eine maßgebliche Veränderung dessen beklagt, was und wer künftig beforscht werden kann, würden doch Zugänge zu Fragestellungen, Personen wie auch zu sozialen Wirklichkeiten durch die Infektionsschutzmaßnahmen stark eingeschränkt. Beiden Positionen ist gemeinsam, dass sie die gesellschaftliche Corona-Krise als Störung sozialwissenschaftlicher Forschung verstehen und Onlinemethoden als ihr »künstliches«, wenngleich als längerfristiges Notprogramm betrachten, zu dem man affirmative oder ablehnende Haltungen einnehmen kann.

Diese Debatte zeigt die Aktualität von Karl Mannheims These vom Seinsgebundenen Denken: Es bedarf der Veralltäglichung virtualisierter Interaktionen als Jedermensch-Erfahrung, um eine breitere Auseinandersetzung mit den medialen Konstitutionsbedingungen und -möglichkeiten empirischer Sozialforschung in Gang zu setzen. Dabei hatte zeitgleich mit der Verfügbarkeit des Internets als Massenmedium auch dessen empirische Erforschung eingesetzt, um die Prozesse der Mediatisierung sozialer Beziehungen, der Virtualisierung von Interaktion, der Ausdifferenzierung von Präsenzen und Situationstypen im binären Code der Digitalisierung *en detail* zu untersuchen. Es liegen somit nicht nur zahlreiche empirische Studien über Sozialwelten vor, die bereits vor Corona in hohem Maße digitalisiert waren. Vielmehr sind an diesen frühzeitig digitalisierten Sozialwelten auch begriffliche und methodische/methodologische Weiterentwicklungen erfolgt, die (nicht nur) für die qualitative Sozialforschung eine gute Orientierung bieten, um uns in der gegenwärtigen Krise zurechtzufinden, von der wir in doppelter Weise, als Gesellschaftsmitglieder und als Sozialforschende betroffen sind.

Wir wollen das fachgesellschaftliche Forum SOZIOLOGIE daher nutzen, um die Aufgaben und Möglichkeiten, die sich aus der Pandemie für die qualitative Sozialforschung ergeben, differenzierter dar- und zur Diskussion zu stellen, in dem wir die bisherige Debatte an den Forschungs- und Professionalisierungsstand anschließen. Dabei geht es uns keineswegs um ein Plädoyer für rein digitales Forschen. Vielmehr wollen wir eine stärkere Beachtung sozialtheoretisch-methodologischer Leistungen und methodischer Innovationen der qualitativen Sozialforschung anregen, um den Fachdiskurs über die durch Corona bedingte Veränderung sozialwissenschaftlicher For-

schungsmethoden zu professionalisieren. Tatsächlich stören Krisen und Gefährdungslagen das gesellschaftswissenschaftliche Tun. Dabei sollte aber nicht vergessen werden, dass diese genuin gesellschaftlich hervorgebracht werden und somit nicht zuletzt soziologisch zu untersuchen sind. Es gibt unzählige Entwicklungen, die in massiver Weise soziale Felder, Praktiken und Ordnungen und damit eben auch soziale Wirklichkeit verändern – den Gegenstand der Sozialforschung. Das gilt nicht nur für Zoonosen und ihre Entwicklung hin zu lebensbedrohlichen und unsere gewöhnlichen Kontakte beschränkenden Pandemien, sondern auch für andere disruptive Ereignisse, wie etwa das Klima bedingte »Wegbrennen« oder »Wegspülen« von Lebensräumen (und somit sicherlich auch relevanten Forschungsfeldern). Die zentrale Frage ist daher nicht, ob wir neue Voraussetzungen und Formen der Interaktion »gut« finden, sondern wie die Gesellschaftsmitglieder mit ihnen umgehen, um soziale Wirklichkeit zu vollziehen. Forschende müssen sich also nicht nur an die neuen Umgangsformen halten und ihre Forschungspraxis daran anpassen, sondern sind auch gefordert, sich inhaltlich und epistemologisch mit den neuen Rahmenbedingungen auseinanderzusetzen. Mehr noch, die Reflexion und Weiterentwicklung empirischer Methoden entlang gesellschaftlicher Umbrüche und schließlich die Auseinandersetzung mit dem Wegbrechen der gewöhnlichen Bedingungen von Sozialität sind nicht nur Aufgaben der Soziologie. Dies sind auch ihre besonderen Kompetenzen und deshalb anders als dies verschiedentlich anklingt – hoffentlich – nicht ihr Untergang.

Bei der Erkundung der Eigenarten sozialwissenschaftlichen Forschens unter »ungewöhnlichen« Bedingungen und ihrer erkenntnistheoretischen Konsequenzen, besonders im Hinblick auf die zunehmende Mediatisierung sozialer Wirklichkeiten, müssen qualitative Forscher:innen nicht bei null beginnen. Denn auch wenn dies in den »Corona-Methoden«-Diskussionen zurzeit kaum berücksichtigt wird, sind Gesellschaftsmitglieder und mit ihnen empirisch Forschende keineswegs zum ersten Mal damit konfrontiert, dass sie nicht überall unmittelbar dabei oder beisammen sein können. Daher sind es auch mitnichten vor allem gesunde, junge, einkommensstarke und wissensbasierte Home-Office-Arbeitende, die mediatisiert kommunizieren und deshalb über Pandemie bedingte Techniken der qualitativen Sozialforschung besser erreicht werden können als andere, wie dies jetzt immer wieder vermutet wird (aktuell etwa Reichertz 2021: 316). Das Feld der qualitativen Sozialforschung ist deshalb auch nicht in Gänze plötzlich kaltgestellt. Vielmehr ist es die fehlende Rezeption entsprechender Vorarbeiten, die uns

die etwas apokalyptischen wie auch die eher unbedarften Haltungen und Erfahrungsberichte darüber, was man jetzt (nicht mehr) tun könne, zu begründen scheinen: Sowohl die Klage des »Nichts geht mehr« als auch die Euphorie des »Alles ist möglich« kommt derzeit weitestgehend ohne eine soziologische Reflexion mediatisierter Sozialität und ohne ihre erkenntnistheoretische Kopplung an die Forschungsfrage aus. Die Sachstandsdebatte fällt so weit hinter die vorliegenden Kenntnisse zu den Möglichkeiten und Grenzen mediatisierter Verfahren und schließlich hinter das Leistungsvermögen qualitativer Sozialforschung zurück. Gleichzeitig lernen manche vielleicht gerade jetzt im Störungsmodus, zwischen Fragestellung auf der einen und Kommunikationstechnik auf der anderen Seite eine Verbindung zu sehen. Hier sollte man unseres Erachtens ansetzen und Möglichkeitsräume fundiert eröffnen, statt nur zu schließen.

In diesem Sinne greifen wir im Folgenden einige Beispiele aus der Forschung mit und über digitale Medien auf, die bereits (lange) vor der Pandemie Sozialität (und Forschung) aus/in physisch-räumlicher Distanz zum Gegenstand machten. An solchen Forschungsarbeiten ließe sich, so unsere These, ein disziplinär begründeter Umgang mit der aktuellen Situation entwickeln. Mit unserem Beitrag ist also kein Anspruch auf eine vollständige Aufarbeitung des wissenschaftlichen und insbesondere qualitativ-empirischen Kontextes von Sozialität verbunden, die in (körperlicher) »Distanz« vollzogen wird. Stattdessen wollen wir ihn als argumentative »Wortmeldung« im Rahmen der in dieser Zeitschrift wie auch anderen Foren geführten Diskussion zur (qualitativen) Sozialforschung in Krisenzeiten verstanden wissen.

Mediatisierte und hybride Wirklichkeiten: Versionen von Kopräsenz und ihre methodologischen Implikationen

Verschiedene qualitative Schulen (unter anderem die Ethnografie) betonen den hohen Wert von Kopräsenz für empirische Studien und fordern von Forscher:innen, sich in die »Logik der Praxis« (Bourdieu) und die »folgeschwere Offensichtlichkeit des Tuns« (Goffman 1994: 58) verwickeln zu lassen. Dabei zeigt(e) sich immer wieder, dass sich Situationen (spätestens seit der Erfindung des Telefons) über ihre räumlichen Grenzen hinaus ausdehnen können. Tatsächlich realisieren sich wohl nur wenige Praktiken einzig

über »synthetische Situationen« (Knorr Cetina 2012), in denen »Reaktionspräsenz« (ebd.: 95 ff.) ausschlaggebender ist als »territoriale Verbundenheit« (ebd.: 83). Vielmehr ist in den letzten Jahren eine Vielzahl sozialer Situationen entstanden, die sich nicht nur in ihrer technologischen Konfiguration unterscheiden, sondern auch in ihrer zeit-räumlichen Ordnung und ihren Präsenznormen. So ist für Familien, die sich migrationsbedingt über mindestens zwei physische Lebensorte erstrecken, das Zuhause der Familie der gemeinsame Ort, an dem der körperlich abwesende Elternteil verfügbar gemacht werden muss (Greschke 2019). Zwischen diesen primär zeitlich oder primär örtlich definierten sozialen Situationen gibt es zahlreiche Spielarten, die sich zwar über elektronisch erzeugte Umgebungen konstituieren, diese jedoch mit den physischen Lebensorten der Teilnehmenden verknüpfen, etwa durch die wechselseitige Integration von Offline- und Online-Ereignissen. Das hat Folgen für den Begriff der Kopräsenz, der nun nicht mehr allein als körperlicher Zustand der gleichzeitigen Anwesenheit in einem physischen Raum definiert wird (Hirschauer 2015; Licoppe 2015).

Der Alltag des 21. Jahrhunderts ist also nicht erst seit Corona massiv von Digitalisierung geprägt und hatte bereits digitale Seiten, die vielfach jedoch übersehen oder aus Kapazitätsgründen nicht in die Forschung einbezogen wurden. Dabei wird seit geraumer Zeit die Erforschung digitalisierter Sozialität diskutiert (zum Beispiel Hine 2000; Rammert, Schubert 2006; Strübing 2006), gerade auch mit Blick auf die Herausforderungen, das Forschungsfeld zu bestimmen (Beaulieu 2004) und sinnvoll einzugrenzen und sich dabei weder zu überfordern, noch wesentliche »sites« auszulassen (Greschke 2007). In den letzten Jahren wird zudem vermehrt die Frage nach dem Stellenwert digitaler Selbstdokumentationen aufgeworfen, wie sie unter anderem als Teil politischen Protests eingesetzt werden (zum Beispiel Gray 2016; Postill 2017). Dadurch wird die Aufmerksamkeit auf eine besondere Qualität digitalisierter Sozialwelten gelenkt, die zu einem wachsenden Teil aus (selbst) dokumentierten, allerdings auch leicht modifizierbaren und miteinander vernetzten Handlungen bestehen. Mit ihnen eröffnet sich für empirische Sozialforschung ein unerschöpflicher Datenpool. Sie werfen allerdings aufgrund ihrer Spezifik auch neue methodologische Fragen auf und lassen sich weder im herkömmlichen Sinne in körperlich kopräsenten Interview- oder ethnografischen Settings, noch einfach inhaltsanalytisch als Dokumente einer dahinterliegenden Wirklichkeit explorieren. Forschende müssen nicht immer selbst in ihren Untersuchungsfeldern präsent sein. Wenn sie es sind, ist die körperliche Kopräsenz jedoch nur eine von verschiedenen Möglichkeiten,

die nicht nach den Vorlieben der Forschenden, sondern situationsangemessen gewählt werden sollten. Dafür ist Wissen über die soziotechnischen Konstellationen und die Präsenznormen erforderlich, die das jeweilige Forschungsfeld kennzeichnen. In der Regel wird man also erst im Forschungsprozess herausfinden, wie das Feld beschaffen ist, wo seine Grenzen sind oder sinnvoll gezogen werden können und in welchen Interaktionsformen die Feldforschung überhaupt stattfinden kann und bestenfalls sollte. Auf diese Weise lernt man zugleich sehr viel über das Forschungsfeld. Die pandemiebedingten Einschränkungen des gegenwärtigen Forschens lassen sich also reflexiv in den Erkenntnisprozess einbeziehen, in dem Forschende etwa danach fragen, wie das Untersuchungsfeld selbst mit diesen Einschränkungen umgeht. Ähnlich plädieren Hidalgo und Khan (2020) dafür, vor dem Hintergrund der Pandemie Forschungsgewohnheiten auf mögliche blinde Flecken zu reflektieren. Mit Blick auf die Pandemie wäre daher nicht nur der »Verlust« des Zugangs zu Forschungsfeldern zu beklagen. Vielmehr muss es darum gehen, die Veränderungen sozialer Praxis (und ihrer Felder) mit den vielen verschiedenen Mitteln qualitativen Forschens zu untersuchen und zu analysieren. Die Isolation in Zeiten der Lockdowns führte beispielsweise zu einem erweiterten Gebrauch digitaler Selbstdokumentationen (etwa Deb-bing, Schiek, Ruiner 2021; Fang 2020), deren Funktionen, Folgen und eben auch methodologischen Impulse für verschiedene soziologische Bereiche (Sozialität, Kommunikation, Medien, Arbeitsbeziehungen und vieles mehr) wohl noch lange nicht erschöpfend untersucht sind.

Gerade medienethnografische Vorarbeiten können hierbei instruktiv sein, weil die Telekommunikation eine durchaus lange Geschichte hat und auf zahlreiche (vor allem qualitative) Untersuchungen zurückblicken kann. Das gilt neben der telefonischen ebenso für die Video- und weitere elektronische Kommunikationen wie sie das E-Mailen oder Chatten darstellen (beispielsweise. Asteroff 1987; Gebhardt 2008; Heath, Luff 1993; Hiltz 1978; Mayer 1977; Schegloff 1979; Storrer 2001). Doch auch aus Arbeiten zur mediatisierten Massenkommunikation und zu anderen Interaktionen ohne direktes, menschliches Gegenüber lassen sich methodologische wie sozialtheoretische Rückschlüsse auf die derzeitige Situation ziehen (etwa Ayaß 2005; Horton, Strauss 1957). Dabei zeigen etwa die Work(place) Studies, wie Interaktionen mit und mittels Maschinen die Arbeitssituation konstituieren und stellen uns analytische wie forschungsmethodische Perspektiven für die Auseinandersetzung mit der (Veränderung der) eigenen Forschungs- und

Teamarbeit bereit (Bergmann 2006), auch für das Arbeiten in sozialer Isolation (etwa Heath, Hindmarsh, Luff 1999). Übrigens lädt zurzeit die FQS-Debatte »Von uns selbst sprechen wir! Erkundungen kultur- und sozialwissenschaftlichen Arbeitens«² zu solchen Untersuchungen geradewegs ein. Weitere Arbeiten zeigen, dass Medien von den Gesellschaftsmitgliedern für gewöhnlich nicht nur verwendet werden, um einander nahe zu sein und Interaktionen aufzubauen, sondern auch, um diese zu unterbinden und sich vor ihnen zu schützen (Ayaß 2017; Goffman 2009). Das Studium des »gekonnten« kontextspezifischen Gebrauchs von Medien in der Alltagswelt kann zusammen mit einem weiten Medienbegriff den Blick dafür öffnen, wie kompetent Gesellschaftsmitglieder in dieser Hinsicht »schon immer« waren (vgl. hierzu Ayaß 2010). Uns scheint es ein intellektualistisches und eben auch in einer fehlenden Rezeption entsprechender Studien liegendes Vorurteil zu sein, wenn Wissenschaftler:innen glauben, die Nutzung von Medien sei (bestimmten) Beforschten kaum zu vermitteln. Dabei kommunizieren diese eventuell schon von Beginn der Pandemie an umfassend und problemlos mit ihren Vereinen, Gewerkschaften, Parteien, Chören oder ähnlichem online und/oder interagieren als Migrierte sogar schon seit Jahrzehnten transnational virtuell.

Kommunikation in polymedialen Umgebungen: Ein Interview ist ein Interview ist ein ...?

Besonders deutlich wird der fehlende Rückbezug auf die zahlreichen Arbeiten zum alltagsweltlichen Gebrauch von Medien, Interaktionen und Kommunikationsformen in der auf (Online-)Interviews basierenden qualitativen Forschung. So wird man hier nicht müde zu beschreiben, welche Unterschiede zwischen Telefon-, Video- oder E-Mail-Interviews auf der einen und den »herkömmlichen« Gesprächen auf der anderen Seite bestehen und dass trotzdem zufriedenstellende Beziehungen oder Daten aus ihnen entstehen – das ist auch schon lange vor Corona zu beobachten gewesen (zum Beispiel Bampton, Cowton 2002; Schulz, Ruddat 2012). Aufzulisten, was alles in Online-Interviews »fehlt« oder anders ist, ist zwar wichtig und hilfreich. Ein soziologischer Zugang zu den Kommunikationsformen und (fehlenden)

² <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/sections/deb/explore>, letzter Aufruf 13. November 2021

Zeichen findet sich hierzu jedoch fast nie, obwohl nicht nur die oben von uns aufgeführten Vorarbeiten zu mediatisierten und hybriden Wirklichkeiten vorliegen, sondern ja gerade auch die Face to Face-Interaktion umfassend untersucht ist. So beschrieben nicht nur Argyle (1972, 1988) und Goffman (1986; 2009) die unmittelbare Interaktion in ihrer gesamten und dabei auch körperlichen Organisation. Schon Mead (1968, 1987) hat die Zeichenfülle der Interaktion bis in kleinste physiologische Details analysiert und ihre zentrale Bedeutung für die Sozialität herausgearbeitet.

Der Einbezug bzw. die Auffrischung dieser vorhandenen Kenntnisse ist für die Interviewforschung insbesondere aus zwei Gründen wichtig: Zum einen kann (nur) darüber verstanden werden, warum die Kommunikation und ihre Medien (im weitesten Sinn) die empfindlichsten Stellen der qualitativen Sozial- und besonders der Interviewforschung sind. Es muss daher selbstverständlich gezögert und geprüft werden, wenn diese verändert werden (sollen), und es gibt fachlich gute Gründe für Vorlieben oder Ausschlüsse qualitativer Interviewforscher:innen gegenüber bestimmten Kommunikationsweisen und -kanälen. Denn zum anderen geht es in qualitativen Interviews nicht ursprünglich und allein um eine vertrauensvolle Atmosphäre und den einfachen Abruf von Informationen, sondern zuvorderst um die (Re-)Konstruktion bestimmter Wissensformationen und koordinierter Handlungsvollzüge. Deshalb sind Kenntnisse darüber, unter welchen Bedingungen des Miteinandersprechens sich der interessierende Gegenstand empirisch aufbauen könnte, nicht nur hilfreich, sondern unbedingt notwendig. Dass aber kaum hinterfragt wird, wie sich Daten über unterschiedliche Medien und in verschiedenen Situationen überhaupt formieren, zeigt sich besonders exemplarisch am E-Mail-Interview: Die schriftliche Online-Interviewpraxis kommt gänzlich ohne soziologische Reflexion des Schriftmediums (in Interviewsituationen) aus und verpasst so die Chance, für ihren jeweiligen Gegenstand das (am besten) geeignete Medium zu wählen (kritisch Schiek 2022). Gerade hier ließe sich also noch viel fundierter und differenzierter arbeiten als fachlich nicht weiter begründete Vorbehalte gegenüber Online-Interviews auf der einen und unbeirrte Agilität auf der anderen Seite zu pflegen. So lässt sich etwa im Fall von Sprachnachrichten schon gar nicht mehr kategorisch unterscheiden, ob es sich hierbei um mündliche oder schriftliche, um synchrone oder asynchrone Kommunikation handelt. Und auch hier ist ein Seitenblick auf die Praktiken digital kompetenter Gesellschaftsmitglieder hilfreich für die Reflexion, aber auch die Innovation qualitativer Interviewmethoden, die sich, wenn wir Garfinkels

Postulat der Gegenstandsangemessenheit ernst nehmen, den Kommunikationsgewohnheiten des Untersuchungsfeldes anpassen sollten.

Was also tun in einer Zeit, in der Sozialkontakte den größten Teil des Jahres auf ein Minimum beschränkt werden? Wie (qualitativ) forschen, wenn die dafür nötige Nähe nur in Ansätzen herzustellen ist? Ein »Notprogramm« zu fahren, indem man sich auf das Machbare beschränkt und seine Limitationen ignoriert oder kritisiert, scheint uns zu wenig zu sein. Vielmehr ist gerade die in vieler Hinsicht fundamentale Veränderung des sozialen Lebens im Rahmen der Pandemie eine wichtige Gelegenheit, die fachliche Kompetenz der Disziplin zu nutzen und auszubauen, indem man die einschlägige Forschung zur Digitalisierung ernst nimmt: Vielen Krisen wohnt eine spezifische Reflexivität des Alltags inne, die sich methodisch für Studien nutzen lässt, die aber auch die Soziologie selbst nutzen kann.

Literatur

- Archibald, Mandy M. / Ambagtsheer, Rachel C. / Casey, Mavourneen G. / Lawless, Michael 2019: Using Zoom videoconferencing for qualitative data collection: Perceptions and experiences of researchers and participants. *International Journal of Qualitative Methods*, vol. 18, no. 1, 1–8.
- Argyle, Michael 1972: *Soziale Interaktion*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Argyle, Michael 1988: *Bodily Communication*. London: Routledge.
- Asteroff, Janet F. 1987: *Paralanguage in Electronic Mail. A Case Study*. Dissertation. Columbia University: Teachers College.
- Ayaß, Ruth 2005: Interaktion ohne Gegenüber? In Michael Jäckel / Manfred Mai (Hg.), *Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien*. Wiesbaden: VS, 34–49.
- Ayaß, Ruth 2010: Mediale Strukturen der Lebenswelt. In Michael Staudigl (Hg.), *Alfred Schütz und die Hermeneutik*. Konstanz: UVK, 285–308.
- Ayaß, Ruth 2017: Medien als Schutz vor Interaktionen. In Stefan Hauser / Roman Opilowski / Eva L. Wyss (Hg.), *Alternative Öffentlichkeiten: Soziale Medien zwischen Partizipation, Sharing und Vergemeinschaftung*. Edition Medienwissenschaft. Bielefeld: transcript, 81–108.
- Bampton, Roberta / Cowton, Christopher J. 2002: The e-interview. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, vol. 3, no. 2, Art. 9, <https://doi.org/10.17169/fqs-3.2.848>.
- Beaulieu, Anne 2004: Mediating ethnography: Objectivity and the making of ethnographies of the internet. *Social Epistemology*, vol. 18, no. 2–3, 139–163.

- Bergmann, Jörg R. 2006: Studies of Work. In Felix Rauner (Hg.), Handbuch Berufsbildungsforschung. 2., aktualisierte Auflage. Bielefeld: Bertelsmann, 780–786.
- Debbing, Christina / Schiek, Daniela / Ruiner, Caroline 2021: #Homeoffice: Die Reflektion der Arbeitsbeziehung über soziale Medien. Eine Untersuchung von Microblogs während der COVID 19-Pandemie. Universität Hohenheim, Universität Hamburg: Manuskript.
- Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2020: Corona und die Krise der sozialwissenschaftlichen Forschung. Blog/Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. <https://blog.sozioologie.de/community/corona-und-der-stillstand-der-sozialwissenschaftlichen-forschung/>, letzter Aufruf am 21. Oktober 2021.
- Dröge, Kai 2020: Qualitative Interviews am Telefon oder online durchführen. <http://romanticentrepreneur.net/index.php/qualitative-interviews-am-telefon-oder-online-durchfuehren-informationen-fuer-studierende/>, letzter Aufruf am 21. Oktober 2021.
- Fang, Fang 2020: Wuhan Diary. Tagebuch aus einer gesperrten Stadt. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Gebhardt, Julian 2008: Telekommunikatives Handeln im Alltag. Eine sozialphänomenologische Analyse interpersoneller Medienkommunikation. Wiesbaden: VS.
- Goffman, Erving 1986: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving 1994: Die Interaktionsordnung. In Erving Goffman, Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main, New York: Campus, 50–104.
- Goffman, Erving 2009. Interaktion im öffentlichen Raum. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Gray, Lisa M. / Wong-Wylie, Gina / Rempel, Gwen R. / Cook, Caren 2020: Expanding Qualitative Research Interviewing Strategies: Zoom Video Communications. *The Qualitative Report*, vol. 25, no. 5, 1292–1301.
- Gray, Patty A. 2016: Memory, body, and the online researcher: Following Russian street demonstrations via social media. *American Ethnologist*, vol. 43, no. 3, 500–510.
- Greschke, Heike 2007: Bin ich drin? – Methodologische Reflektionen zur ethnografischen Forschung in einem plurilokalen, computervermittelten Feld. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, vol. 8, no. 3, Art. 32. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0703321>.
- Greschke, Heike 2019: Hier, dort und füreinander-da-sein: Zum Verhältnis von Ko-Präsenz, Lokalität und Fürsorge im mediatisierten Alltag transstaatlich organisierter Familien. In Konstanze Marx / Axel Schmidt (Hg.), *Interaktion und Medien. Interaktionsanalytische Zugänge zu medienvermittelter Kommunikation. OraLingua Band 17*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Heath, Christian / Hindmarsh, Jon / Luff, Paul 1999: Interaction in Isolation: The Dislocated World of the London Underground Train Driver. *Sociology*, vol. 33, no. 3, 555–575.

- Heath, Christian / Luff, Paul 1993: Disembodied conduct. Interactional asymmetries in video-mediated communication. In Graham Button (ed.), *Technology in working order. Studies of work, interaction and technology*. London: Routledge, 35–54.
- Hidalgo, Anna / Khan, Shamus 2020: Blindsight ethnography and exceptional moments. *Etnografia e ricerca qualitative*, no. 2, 185–193.
- Hiltz, Starr Roxane 1978: The computer conference. *Journal of Communication*, vol. 28, no. 3, 157–163.
- Hine, Christine 2000: *Virtual Ethnography*. London: Sage.
- Hirschauer, Stefan 2015: Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro. *Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited*, 109–133.
- Horton, Donald / Strauss, Anselm 1957: Interaction in audience-participation shows. *American Journal of Sociology*, vol. 62, no. 6, 579–587.
- Knorr Cetina, Karin 2012: Die synthetische Situation. In Ruth Ayaß / Christian Meyer (Hg.), *Sozialität in Slow Motion: Theoretische und empirische Perspektiven*. Wiesbaden: VS, 81–110.
- Licoppe, Christian 2015: Contested Norms of Presence. In Kornelia Hahn / Martin Stempfhuber (Hg.), *Präsenzen 2.0*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 97–112.
- Mayer, Martin 1977: The telephone and the uses of time. In Ithiel de Sola Pool (ed.), *The social Impact of the Telephone*. Cambridge, Mass.: MIT Press, 225–245.
- Mead, George H. 1968: *Geist, Identität und Gesellschaft: Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mead, George H. 1987: Soziales Bewußtsein und Bewußtsein über Bedeutungen. In George H. Mead, *Gesammelte Aufsätze*, herausgegeben von Hans Joas. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 211–230.
- Postill, John 2017: Remote Ethnography: Studying Culture from Afar. In L. Hjorth / H.A. Horst / A. Galloway / G. Bell (eds.), *The Routledge Companion to Digital Ethnography*. London, New York: Routledge, 61–69.
- Rammert, Werner / Schubert, Cornelius 2006: *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Reichertz, Jo 2021: Die Corona bedingte Krise der qualitativen Sozialforschung. *SOZIOLOGIE*, 50. Jg., Heft 3, 313–335.
- Saarijärvi, Markus / Bratt, Ewa-Lena 2021: When face-to-face interviews are not possible: tips and tricks for video, telephone, online chat, and email interviews in qualitative research. *European Journal of Cardiovascular Nursing*, vol. 20, no. 4, 392–396.
- Schegloff, Emanuel A. 1979: Identification and recognition in telephone conversation openings. In George Psathas (ed.), *Everyday Language: Studies in Ethnomethodology*, New York: Irvington Publishers, 23–78.

- Schiek, Daniela 2022: Schriftliche Online-Interviews in der qualitativen Sozialforschung: zur methodologischen Begründung einer neuen Forschungspraxis. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 23. Jg., Heft 1, Art. 5, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-23.1.3754>.
- Schulz, Marlen / Ruddat, Michael 2012: »Let's talk about sex!« Über die Eignung von Telefoninterviews in der qualitativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13. Jg., Heft 3, Art. 2, <https://doi.org/10.17169/fqs-13.3.1758>.
- Storrer, Angelika 2001: Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. In Andrea Lehr / Matthias Kammerer / Klaus-Peter Konerding / Angelika Storrer / Caja Thimm / Werner Wolski (Hg.), *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik*. Berlin: de Gruyter, 439–465.
- Strübing, Jörg 2006: Webnografie? Zu den methodischen Voraussetzungen einer ethnografischen Erforschung des Internet. In Werner Rammert / Cornelius Schubert (Hg.), *Technografie: Zur Mikrosoziologie der Technik*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 247–274.

Zwei Jahre Corona-Pandemie

Kritische Aspekte zur Modellierung von Erkranktenzahlen
und zur notwendigen Datenerhebung

Ralph Brinks, Tobias Kurth

Selten haben aktuelle Daten zu einer Pandemie und Modellierungen von zukünftigen Erkranktenzahlen eine so große Rolle in der öffentlichen Debatte gespielt wie in den vergangenen Monaten. Bei früheren Epidemien erhielt die interessierte Öffentlichkeit kaum so umfangreiche Einblicke in Meldedaten, Ausbruchsdaten und Präventionsmaßnahmen, wie es aktuell der Fall ist. Beispielsweise sind im Zusammenhang mit der ab 2004 weltweiten Verbreitung der Vogelgrippe (H5N1) bis heute keine verlässlichen Zahlen zu den vorbeugend getöteten Geflügelbeständen erhältlich. Bei der Schweinegrippe 2009 und Ebola in den Jahren 2014 bis 2015 erhielt die breite Öffentlichkeit kaum Kenntnis von den Ergebnissen aus Krankheitsmodellierungen. Die Probleme zur Verfügbarkeit von belastbaren Daten (Yozwiak, Schaffner, Sabeti 2014) und zur Überschätzung der entsprechenden Erkranktenzahlen bei modellbasierten Vorhersagen (Butler 2014), die schon bei Ebola auftraten und uns bei Corona auch nach rund zwei Jahren Pandemie immer noch beschäftigen,¹ blieben damals in der öffentlichen Debatte weitgehend unbeachtet.

Im Gegensatz dazu haben Daten-JournalistInnen und WissenschaftlerInnen schon sehr früh während der SARS-CoV-2-Pandemie begonnen, Online-Dashboards wie zum Beispiel das COVID-19 Dashboard der Johns-

¹ Vgl. zum Beispiel den Forecast-Hub des ECDC: 11 von 18 Modellen haben gemittelt über die letzten zehn Wochen die Entwicklung überschätzt, selbst angesichts der enormen Anstiege in der letzten Zeit (Stand November 2021). In anderen Bezugszeiträumen haben alle Modelle des Forecast-Hub überschätzt. <https://covid19forecasthub.eu/>.

Hopkins-Universität, Blogs und andere niedrigschwellige Web-Angebote bereit zu stellen, mit denen die NutzerInnen das tagesaktuelle Krankheitsgeschehen – sogar im internationalen Vergleich – verfolgen konnten. Schnell waren infektionsepidemiologische Maßzahlen wie etwa die kumulativen Fallzahlen, die Sieben-Tage-Inzidenz, der R-Wert und die Verdopplungszeit Teil des öffentlichen Diskurses. In einer viel beachteten Rede der Bundeskanzlerin Angela Merkel am 1. April 2020 wurde beispielsweise das Ziel ausgerufen, die Verdopplungszeit der Fallzahlen auf über 10 Tage zu verlängern (Merkel 2020). Tagesaktuelle Entwicklungen dieser Maßzahlen konnten über die Dashboards abgerufen und mit Vergleichszeiträumen in Bezug gesetzt werden. Von der Beschreibung der tagesaktuellen Situation zur Vorhersage des zukünftigen Geschehens ist es nur ein kleiner Schritt. Schließlich sind wir alle an die Wettervorhersagen für die nächsten Tage gewöhnt, warum sollte es bei der Vielzahl der Maßzahlen der Epidemie anders sein? Soziale Medien, Webseiten der betreffenden Gruppen zum Beispiel des *MRC Centre for Global Infectious Disease Analysis* (GIDA) und Preprint-Server wie MedrXiv haben Vorhersagen und Modellierungen zur Ausbreitung von Erreger-Varianten überaus rasch einer großen interessierten Öffentlichkeit verfügbar gemacht.

Auch die Politik setzte früh auf die Ergebnisse von Modellierungen. Die britische Regierung hat die schockierenden Vorhersagen von Hunderttausenden Corona-Toten in Großbritannien bereits im März 2020 von der GIDA-Gruppe aufgegriffen. In Deutschland nahmen ModelliererInnen² wiederholt bei den Treffen der MinisterpräsidentInnen im Kanzleramt teil. Dass der Einfluss der Modelle und Simulationen dabei kaum zu überschätzen ist, zeigt die im August 2021 ausgesprochene, viel diskutierte Empfehlung der Ständigen Impfkommission (STIKO) zur Impfung von 12- bis 17-Jährigen, die sich in der Begründung unter anderem auf eine Modellrechnung des Robert Koch-Instituts (RKI) stützt (Vygen-Bonnet et al. 2021).

Wenn die Erkrankungsmodelle und deren Ergebnisse eine so überragende Rolle während der Pandemie gespielt haben, stellt sich eine Reihe wichtiger erkenntnistheoretischer Fragen, die wir in diesem Artikel behandeln wollen. Wir widmen uns der Frage, was ein Erkrankungsmodell ist, und wollen wissen, wo die Schwierigkeiten beim Betreiben des Modells liegen und welche Grenzen die Interpretation der Ergebnisse solcher Modellierungen

² In der gegenwärtig aufgeheizten Debatte zum Thema Modellierung wollen wir grundsätzliche Bemerkungen machen und keinesfalls zum *Bashing* einzelner ForscherInnengruppen beitragen. Aus diesem Grund verzichten wir in diesem Text auf die Nennung von Namen.

haben. Trotz aller Kritikwürdigkeit von Erkrankungsmodellen wollen wir zum Schluss des Artikels auf die Notwendigkeit von Modellierungen eingehen und für mehr Zurückhaltung bei der Interpretation und Kommunikation der Ergebnisse werben.

Im Wesentlichen ist ein Erkrankungsmodell zu einer Infektion eine strukturierte Denk- und Betrachtungsweise zur zeitlichen Verbreitungsdynamik. Ein Modell ermöglicht, das über einen Erreger vorhandene Wissen mit einigen plausiblen Annahmen zu verknüpfen und die Implikationen des Modells mit verfügbaren Datensätzen zu vergleichen. Das geschieht meist mit dem Ziel, zu verstehen, welche Faktoren die beobachteten Muster beeinflussen könnten – auch mit Blick auf zukünftige Entwicklungen. Auf diese Weise könnte man beispielsweise die angenommene Wirkung einer Maßnahme (wie die oben genannte Impfung von 12- bis 17-Jährigen) auf ihren Effekt auf die Gesamtpopulation überprüfen. Man unterscheidet im Wesentlichen drei Typen von Infektionsmodellen:

1. Compartment-Modelle: Die Bevölkerung wird in eine überschaubare Anzahl von Gruppen (sogenannte Compartments) mit ähnlichen, für die Verbreitung der Infektion relevanten Eigenschaften eingeteilt. Das sind zum Beispiel die für die Infektion suszeptiblen Personen, die Infektiösen, Genesenen und Verstorbenen. Anstatt nun die unzähligen Interaktionen der individuellen Personen in der Bevölkerung zu beschreiben, werden die Interaktionen auf Compartment-Ebene beschrieben – meist durch Differentialgleichungen oder wie beim Impfmodell vom RKI durch Differenzgleichungen.
2. Agenten-Modelle: Es werden einzelne Individuen (Agenten) mit deren Eigenschaften und für die Infektion relevantem Verhalten (zum Beispiel Einkaufen, Pendeln zur Arbeit etc.) im Computer modelliert.
3. Machine-Learning Modelle: Eigenschaften der Population (zum Beispiel Demographie, räumliche Verteilung der Wohn- und Arbeitsorte), angewandte Maßnahmen zur Kontaktbeschränkung und Eigenschaften des Erregers werden in einen Machine-Learner eingespeist, der dann die Gesetzmäßigkeiten für die Wirkungsweise der Maßnahmen, die Ausbreitung der Epidemie etc. selbständig extrahiert und versucht, Voraussagen zu treffen.

Viele Jahre waren Compartment-Modelle die dominierende Klasse, solange die Rechenleistung für die anderen Modellarten noch zu gering oder zu kostspielig war. Ihre Historie reicht mindestens bis in die 1920er Jahre zurück (McKendrick, Kermack 1927).

Wechselbeziehung zwischen Modellen und Daten

Wichtig ist, dass allen drei beschriebenen Modelltypen unterschiedliche Arten und Schweregrade von Unwissenheit zu Grunde liegen können. Eine Heuristik zur Einteilung dieser Unwissenheit lieferte der französische Mathematiker Henri Poincaré, der in seinem Werk »Wissenschaft und Hypothese« (Poincaré 1902) drei Schweregrade der Unwissenheit vorschlug:

Wenn wir den genauen Ausgangszustand der Population mit ihren für die Infektion relevanten Eigenschaften kennen und genau wissen, welcher Gesetzmäßigkeit die Verbreitung des Erregers folgt, haben wir den geringsten Grad an Unwissenheit über das zu modellierende System »Infektionsausbreitung in der Population«. Wir haben alle notwendigen Informationen, Daten und Gesetzmäßigkeiten und müssen lediglich ein paar Berechnungen durchführen, um zukünftige Zustände des Systems zu bestimmen.

Der zweite Grad der Unwissenheit liegt vor, wenn wir zwar die zugrunde liegenden Gesetzmäßigkeiten, nicht aber den genauen Zustand des Systems kennen oder den Ausgangszustand nicht hinreichend genau messen können. In diesem Fall müssen wir entweder unsere Messungen, unsere Datenlage, verbessern oder unsere Vorhersagen auf das beschränken, was in naher Zukunft mit dem System geschehen könnte.

Schließlich haben wir den dritten und schwerwiegendsten Grad an Unwissenheit. Dies ist der Fall, wenn wir den Ausgangszustand des Systems oder die bestimmenden Gesetzmäßigkeiten nicht oder nur unzureichend genau kennen.

Wollen wir modellbasiert die Verbreitung der Pandemie voraussagen, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass unser Unwissen sehr wahrscheinlich im Bereich des dritten und schwerwiegendsten Grades in der Einteilung von Poincaré liegt. Zumindest in der Anfangszeit einer Pandemie sind sowohl die Gesetzmäßigkeiten als auch die Daten zur Beschreibung der Ausgangslage nur ungenau bekannt. Erschwerend kommt hinzu: Selbst, wenn wir den Ausgangszustand des Systems kennen, kann eine kleine Veränderung der

Ausgangslage, zum Beispiel eine unentdeckte infektiöse Person, das Langzeitverhalten des Systems nachhaltig verändern. Diese Abhängigkeit des Systems von kleinen Störungen nennt man »Sensitivität von den Anfangsbedingungen« oder nach der Veranschaulichung dieses Effekts am Beispiel des Wetters auch »Schmetterlingseffekt«.³ Der Schmetterlingseffekt ist weitgehend aus der Chaostheorie bekannt. Dass auch die Verbreitungsmuster von Infektionserkrankungen chaotisches Verhalten aufweisen können, ist seit Jahrzehnten geläufig. Ein Beispiel sind periodisch auftretende Epidemien von Keuchhusten, die mit Hopf-Bifurkationen und nachlassender Immunität in Verbindung gebracht werden (Hethcote, Li, Jing 1999). Das Gesamtsystem gerät in Schwingungen, und es treten regelmäßige Wellen von Keuchhusten auf. Da die gegenwärtig weit verbreiteten mRNA-Impfstoffe ebenfalls eine nachlassende Immunität aufweisen, ist es möglich, dass ein ähnliches Verhalten bei dem SARS-CoV-2 Erreger auftreten wird. In der Konsequenz würde das bedeuten, dass wir wiederkehrend von einer Vielzahl von Erkrankungswellen heimgesucht werden und ähnlich wie bei der Impfung gegen Influenza regelmäßig (angepasste) Auffrischungsimpfungen benötigen.

Schwierigkeiten beim Betreiben eines Erkrankungsmodells

In der mehr als hundert Jahre alten Beschreibung der Unsicherheiten bei der Modellierung von Poincaré kristallisieren sich zwei wichtige, verschiedene Konzepte für die System-Modellierung heraus: die »Gesetzmäßigkeiten« des Systems und die »Information« bzw. der »Zustand« des Systems. Während die Gesetzmäßigkeiten in Form von mathematischen Gleichungen und logischen Regeln ausgedrückt werden, sind »Informationen« in Form von Daten notwendig, um die abstrakten mathematischen und logischen Gesetzmäßigkeiten mit Leben zu füllen und an die jeweilige Situation (Eigenschaften der Population, des Erregers und der Umwelt) anzupassen. Gute Infektionsmodelle beziehen dabei aktuelle Daten der wichtigsten Einflussfaktoren zur Dynamik ein. Beim SARS-CoV-2-Erreger sollte das beispielsweise die Altersstruktur der Bevölkerung sein, denn wir wissen bereits seit der frühen Phase der Epidemie, dass Menschen in jungem und mittlerem Alter deutlich

³ »Kann der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien einen Tornado in Texas auslösen?«

weniger schwere Krankheitsverläufe zeigen als die ältere Bevölkerung. Bei aufwändigeren Modellen wird auch die sozio-ökonomische Position und das komplexe Sozialverhalten der Bevölkerung berücksichtigt: Wer trifft sich wie oft mit wem? Wie hoch ist Wahrscheinlichkeit für eine Ansteckung? Wer pendelt zur Arbeit und welche Berufsgruppen können aus dem Homeoffice arbeiten? Die Verhaltensänderungen, die auf Regierungsmaßnahmen oder auf das Bewusstsein der BürgerInnen im Hinblick auf das Infektionsrisiko zurückzuführen sind, haben wiederum komplexe soziale, wirtschaftliche und gesundheitliche Auswirkungen, die ebenfalls mit in die Modellierung einbezogen werden können. Mit Hilfe von digitalen Mobilitätsdaten kann das recht detailliert geschehen, wenngleich Vorsicht bei der Interpretation angebracht ist: Aggregierte Mobilitätsindikatoren zum Beispiel aus Smartphone-Daten mögen zwar die Wirkung von Kontaktbeschränkungen offenbaren, bergen aber immer die Gefahr des ökologischen Fehlschlusses, da sie kaum mit einzelnen Infektionsfällen in Verbindung gebracht werden können.

Eine kontrovers diskutierte Einflussgröße bei der Modellierung zu SARS-CoV-2 ist das Wetter. Die Einschätzungen der WissenschaftlerInnen zur Saisonalität des Coronavirus haben sich im Verlauf der Pandemie immer wieder verändert. Zunächst hat man Erfahrungen mit anderen humanen Coronaviren auf den jetzigen Erreger übertragen. Da sich diese Erreger in den kalten Jahreszeiten grundsätzlich besser verbreiten als in den warmen, hatte man für den Sommer 2020 mit einem Temperatur bedingten Abflauen der Infektionszahlen gerechnet. Das starke Infektionsgeschehen in Ländern mit wärmeren Klimazonen wurde dabei auf unterschiedlich starke Effektgrößen und Wechselwirkung mit anderen klimatischen Bedingungen zurückgeführt. Im Verlauf der Pandemie haben die VirologInnen ihre Meinungen zur Wetterabhängigkeit mehrfach revidiert. Man kann auch aktuell nicht sagen, dass der saisonale Einfluss vollständig verstanden wäre. Epidemiologisch besteht die saisonale Komponente nicht nur aus der Verbreitung der Erreger, sondern auch aus dem Verhalten der Wirtsorganismen (hier: dem Menschen). Ein Anstieg der Infektionszahlen scheint naheliegend, wenn wir bei kälteren Temperaturen unsere sozialen Aktivitäten zunehmend in die Innenräume verlagern.

Bei der Sammlung von Daten für eine aktuelle Beschreibung des Krankheitsgeschehens, zur Abschätzung der Wirkung von Interventionen wie zum Beispiel den Einfluss der Impfquote und nicht zuletzt für eine genaue Modellierung des Krankheitsgeschehens kommt den Datenwissenschaften eine besondere Bedeutung zu. In Deutschland gibt es unzählige Institutionen, die sehr viele bevölkerungsbezogene Daten sammeln, zum Beispiel Daten aus

Krankenhäusern und Arztpraxen. Doch diese stehen den WissenschaftlerInnen aus Datenschutzgründen oft gar nicht oder erst mit deutlicher Zeitverzögerung zur Verfügung. Andere routinemäßig erhobene Daten der Krankenkassen wurden von einzelnen Forschergruppen genutzt, wie etwa dem Zentralinstitut für Kassenärztliche Versorgung, öffentlich zugänglich sind sie aber nicht. Die *Royal Statistical Society* in Großbritannien hat die enorme Wichtigkeit der Datenwissenschaften für die Pandemiebekämpfung erkannt und Empfehlungen herausgegeben, wie mit Public-Health-Daten umgegangen werden sollte (Royal Statistical Society 2021). Aktuelle Daten zur Pandemie aus weiten Bereichen der Leistungserbringer, der Sozialfürsorge, der Arzneimittelbewertung und der Bevölkerung werden nach den Empfehlungen der *Royal Statistical Society* als kritische Infrastruktur angesehen und sollten über ein zentrales Datenportal zugriffsberechtigten WissenschaftlerInnen zur Verfügung gestellt werden. Die resultierenden statistischen Analysen und Schlussfolgerungen sollten ebenso transparent berichtet und reproduzierbar sein, um die Akzeptanz der abgeleiteten Maßnahmen der EntscheidungsträgerInnen zu erhöhen. Besonders erwähnenswert im Hinblick auf die Situation in Deutschland ist die Forderung, die Kosten-Nutzen-Evaluierung von jeglichen Maßnahmen von Anfang an mit in jede Intervention einzubeziehen. Die Kosten-Nutzen-Evaluation impliziert die Begleitung durch ein interdisziplinäres Team von WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Fachgebieten wie zum Beispiel Public Health, Epidemiologie, Medizin-Soziologie, Virologie, Psychologie und Medizin-Ethik.

Auch mit Blick auf die Erhebung pandemiebezogener wissenschaftlicher Daten geht Großbritannien mit gutem Beispiel voran. Das *Office for National Statistics*, britisches Pendant zum Statistischen Bundesamt, hat zusammen mit der Universität Oxford eine Panelstudie namens *COVID-19 Infection Survey* ins Leben gerufen, die seit der ersten Jahreshälfte 2020 noch bis mindestens April 2022 durchgeführt wird. Dabei werden neben Befragungsdaten zu Symptomen und Impfkomplicationen auch Blutproben zur Bestimmung von Antikörper-Konzentrationen erhoben. Die Antikörperdaten lassen einen Rückschluss über das Dunkelfeld nicht-gemeldeter Infektionen zu – zum Beispiel wegen Symptomlosigkeit.⁴ Zum Vergleich: Verlässliche Aussagen

⁴ Für diesen Rückschluss auf das Dunkelfeld hilft die Tatsache, dass durchstandene Infektionen oft (leider aber nicht immer) eine »Seronarbe« in Form von Antikörpern hinterlassen. Wenn eine Studie wie zum Beispiel die britische ergibt, dass in einer Region die Hälfte der BewohnerInnen Antikörper hat, aber nur 10 % der BewohnerInnen über die gesetzliche Meldekette als Fälle gemeldet wurden, umfasst das Dunkelfeld mindestens das Fünffache der Meldungen.

zum Dunkelfeld sind in Deutschland vor dem Hintergrund sich ständig ändernder und uneinheitlicher Teststrategien bis heute nicht möglich. Hierzulande kennen wir nicht einmal den Beruf der gemeldeten Infizierten, was eine zielgerichtete Eindämmung des Erregers auf der Bevölkerungsebene, deutlich schwerer macht – und dort findet die Pandemie statt.

Schwierigkeiten bei der Interpretation der Modell-Ergebnisse

Zu erwähnen ist, dass Modellierungen einen gravierenden Nachteil haben, der aus erkenntnistheoretischer Sicht und in der öffentlichen Debatte zu wenig Beachtung findet, nämlich, dass sich die Realität ganz anders verhalten kann, als sie im Modell abgebildet worden ist. Epistemologisch ist das klar: Ein Modell ist ja eben nicht die Wirklichkeit, sondern nur ein projiziertes Abbild. Die aus einem Modell im Hinblick auf ein Ziel, wie etwa der Verringerung des Infektionsrisikos, abgeleiteten Konsequenzen können sich als vollkommen unzureichend erweisen, obwohl man sich in Sicherheit wähnt. Dieses Phänomen wird durch den Aphorismus ausgedrückt, dass es oftmals nicht das Unwissen ist, was uns die größten Schwierigkeiten bereitet, sondern das vermeintliche Wissen, das sich dann in der Realität als falsch erweist. In unserer Situation der modellbasierten Vorhersage von Erkranktenzahlen bedeutet dies, dass man ein Modell zur Beschreibung eines Systems aufgesetzt, mit aktuellen Parametern bestückt hat und eine Ergebnismenge zu möglichen Szenarien erhält. Wenn das Modell gut ist, erhält man die zugehörigen Unsicherheitsmargen. Zu oft ist man als ModelliererIn geneigt, diese Ergebnisse nun als Wahrheit anzusehen. Man hat schließlich alle vermeintlich relevanten Einflüsse eingebaut, nach bestem Wissen bestückt und bekommt dann die Ergebnisse. Rasch werden diese Ergebnisse publiziert und von JournalistInnen dankbar aufgenommen und verbreitet. Auch bei nur vorläufiger Informationslage über Modellstruktur und von Modellparametern gewährt die Öffentlichkeit gern einen Vertrauensvorschuss. EntscheidungsträgerInnen nehmen die Ergebnisse auf und machen sie zum Gegenstand von gesellschaftlichen und politischen Maßnahmen – mit allen Begleitkomplikationen und »Kollateralschäden«, wie etwa Grundrechtseingriffe, die Zunahme psychischer Schäden durch Isolation, versäumte Unterrichtsinhalte durch reduzierten Schul- und Universitätsbetrieb sowie Insolvenzen durch wirtschaftliche Folgen der Maßnahmen. Auch wenn gegenwärtig der »Rattenschwanz«,

den diese Eingriffe zukünftig noch nach sich ziehen werden, unüberschaubar ist, so sind all diese genannten Schäden zweifelsohne bereits eingetreten. Es bleibt dabei aber vollkommen offen, ob die Maßnahmen, die über das Modell mit seinen möglicherweise unzureichenden Annahmen und Parametrisierungen begründet wurden, überhaupt gewirkt haben. Es kann durchaus möglich sein, dass sich etwaige Veränderungen im Infektionsgeschehen auch eingestellt hätten, wenn keine Maßnahmen durchgesetzt worden wären. Der Wirknachweis der Maßnahmen ist ja überhaupt nicht geführt worden. Natürlich gibt es ein Nachlassen des Infektionsgeschehens irgendwann nach Einsetzen der Maßnahmen, aber dass so etwas passiert, ist mit Blick auf andere saisonale Infektionskrankheiten zu erwarten. Die Frage ist nur, wann und ob es einen kausalen Zusammenhang mit den Maßnahmen gibt. Hier muss man sich die Möglichkeit des Post-hoc-ergo-propter-hoc-Fehlschlusses vergegenwärtigen.

Schon allein die schiere Vielfalt an möglichen Interventionen und deren Kombinationsmöglichkeiten spricht dafür, dass wir besser durch die Pandemie hätten kommen können. Die Frage ist natürlich, wie man das hätte machen sollen. Ohne fundierte Risiko-Nutzen-Abwägungen ist so etwas naturgemäß nur sehr schwer entscheidbar. Fakt ist, dass EntscheidungsträgerInnen das medizinethische Gebot des Nicht-Schadens (*primum non nocere*) schnell über Bord geworfen hat. Dass die Maßnahmen negative Begleitumstände haben werden, war vielen EntscheidungsträgerInnen klar. Ob und in welcher Stärke sich eine gewünschte Wirkung einstellt, wusste man nicht. Natürlich haben ModelliererInnen und PolitikerInnen im Nachhinein die Wirksamkeit der empfohlenen Maßnahmen bejaht, was aber auch über einen *confirmation-bias* und die fehlende Bereitschaft erklärt werden kann, Unwissenheit einzugestehen. Eine ModelliererInnen-Gruppe, die die Wirksamkeit der verschiedenen Lockdowns anerkannt hat, hat einfach den Zeitverzug variabel gehalten, mit dem die Lockdowns auf das Einsetzen der sinkenden Fallzahlen wirken sollen. Dies erinnert an »moving the goalpost«. Andere ModelliererInnen haben sich auf das Präventionsparadox berufen, wenn ihre Vorhersagen zur Wirksamkeit von Maßnahmen früher als berechnet eingetreten sind. Ohne kontrollierte Experimente, die auch auf der Bevölkerungsebene und mit Beobachtungsdaten möglich sind, lässt sich der Nachweis der Wirkung von Maßnahmen jedoch kaum führen. Mit Wissenschaftlichkeit haben solche Rechtfertigungen jedenfalls sehr wenig zu tun. Eine Validierung oder Adjustierung der Modelle mit über die Zeit zur Verfügung stehenden Daten erfolgt nur in den seltensten Fällen.

Notwendigkeit von Modellierungen, aber mit mehr Bescheidenheit

Nachdem nun über die Schwierigkeiten der Erkrankungsmodelle und deren Parametrisierung mit empirischen Daten gesprochen wurde, soll aber deutlich gemacht werden, dass Modelle und ihre Befunde trotzdem notwendig sind. Es ist grundsätzlich besser, ein mit aktuellen Daten bestücktes Modell mit seinen im Idealfall transparent berichteten Voraussetzungen und Qualitätschecks für die Vorhersage zu nutzen, als unstrukturiert über die Zukunft zu spekulieren. Bei der Krankheitsmodellierung zur wissenschaftlichen Bewertung von kostenintensiven Interventionen muss man Effekte zuweilen bis zum Lebensende extrapolieren, um die Kosteneffektivität zu untersuchen. Modellierung wird deswegen als »unavoidable fact of life« beschrieben (Buxton et al. 1997). Entsprechend sind sehr detaillierte und umfangreiche Richtlinien entstanden, welche Qualitäts- und Berichtsstandards solche Modelle erfüllen müssen (Philips et al. 2004).

Auch wenn ein Modell *lege artis* die Stufen der Qualitätssicherung durchlaufen hat und den Reporting-Guidelines entsprechend berichtet wurde, so ist dennoch bei der Interpretation von Modellergebnissen äußerste Vorsicht geboten. Dass wesentliche Einflussfaktoren übersehen werden können, wurde oben schon thematisiert. Aber selbst wenn alle Faktoren berücksichtigt worden sind und das Modell so parametrisiert worden ist, dass es die Vergangenheit einer Zielgröße perfekt abbildet, so ist unter allen Umständen die Schlussfolgerung zu vermeiden, dass damit auch die Zukunft gut und zuverlässig abbildbar ist. Jede/r ModelliererIn sollte sich der Versuchung widersetzen, zu glauben, dass das liebgewonnene Modell die Wirklichkeit in allen Aspekten repräsentiert. Der Schluss von der Vergangenheit auf die Zukunft ist immer fehlerbehaftet und überaus schwierig. Soziale Systeme wie eine Pandemie mit ihren mannigfaltigen Interaktionen lassen sich im Gegensatz zu technischen Systemen nur sehr schwer modellieren. Dementsprechend erfordert die Interpretation der Ergebnisse aus Modellierungen sehr viel Vorsicht und Zurückhaltung. Als Mahnung für diejenigen, die allzu selbstsicher über Modellvorhersagen von Pandemie-Modellen berichten, möchten wir an den Mathematiker und Computer-Pionier John von Neumann erinnern, dem der Ausspruch nachgesagt wird, er könne mit vier Parametern einen Elefanten modellieren und diesen mit einem weiteren Parame-

ter auch mit dem Rüssel wackeln lassen (Dyson 2004). Viele der aktuell verwendeten Pandemie-Modelle haben eine Parameter-Anzahl, die in die Hunderte geht.

Literatur

- Butler, Declan 2014: Models overestimate Ebola cases: rate of infection in Liberia seems to plateau, raising questions over the usefulness of models in an outbreak. *Nature*, vol. 515, no. 7525, 18.
- Buxton, Martin J. / Drummond, Michael F. / van Hout, Ben A. / Prince, Richard L. / Sheldon, Trevor A. / Szucs, Thomas / Vray, Muriel 1997: Modelling in Economic Evaluation. *Health Economics*, vol. 6, no. 3, 217–227.
- Dyson, Freeman 2004: A Meeting with Enrico Fermi, *Nature*, vol. 427, no. 6972, 297.
- Hethcote, Herbert W. / Yi, Li / Jing, Zhujun 1999: Hopf bifurcation in models for pertussis epidemiology. *Mathematical and Computer Modelling*, vol. 30, no.11/12, 29–45.
- McKendrick, William O. / Kermack, Anderson Gray 1927: A contribution to the mathematical theory of epidemics. *Proceedings of the Royal Society of London. Series A*, vol. 115, no. 772, 700–721.
- Merkel, Angela 2020: Mitschrift Telefon-Pressekonferenz von Bundeskanzlerin Merkel, Ministerpräsident Söder und dem Ersten Bürgermeister Tschentscher nach der Schaltkonferenz mit den Regierungschefinnen und Regierungschefs der Länder. <https://www.bundesregierung.de/breg-de/suche/telefon-pressekonzferenz-von-bundeskanzlerin-merkel-ministerpraesident-soeder-und-dem-ersten-buergermeister-tschentscher-nach-der-schaltkonferenz-mit-den-regierungschefinnen-und-regierungschefs-der-laender-1738578>, letzter Aufruf 16. Oktober 2021.
- Philips, Zoe / Ginnelly, Laura / Sculpher, Marc / Claxton, Karl / Golder, Su / Riemsma, Rob / Woolacott, Nerys / Glanville, Julie 2004: Review of guidelines for good practice in decision-analytic modelling in health technology assessment. *Health Technology Assessment*, vol. 8, no. 36.
- Poincaré, Henri 1902: *La science et l'hypothèse*. Paris: E. Flammarion [Deutsche Ausgabe 1904: *Wissenschaft und Hypothese*. Leipzig: B. G. Teubner].
- Royal Statistical Society 2021: Statistics, Data and Covid. Ten statistical lessons the government can learn from the past year. <https://rss.org.uk/-campaigns/policy/covid-19-task-force/statistics,-data-and-covid/>, letzter Aufruf 16. Oktober 2021.
- Vygen-Bonnet, Sabine et al. 2021: Beschluss der STIKO zur 9. Aktualisierung der COVID-19-Impfempfehlung und die dazugehörige wissenschaftliche Begründung. *Epidemiologisches Bulletin* Nr. 33 vom 19. August 2021, 3–46.
- Yozwiak, Nathan L. / Schaffner, Stephen F. / Sabeti, Pardis C. 2015: Data sharing: Make outbreak research open access. *Nature*, vol. 518, no. 7540, 477–479.

Call zu den Plenarveranstaltungen auf dem 41. DGS-Kongress 2022 in Bielefeld

Die sechs Plenarveranstaltungen finden am Dienstag, den 27. September 2022 und Donnerstag, den 29. September 2022 von 9:00 bis 12:30 Uhr statt, jeweils drei pro Tag parallel. Über die konkrete Verteilung der Veranstaltungen auf die beiden Termine wird voraussichtlich im Juni 2022 entschieden. Bitte senden Sie Ihr Exposé zur Bewerbung um einen Plenarvortrag (max. 5.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) bis zum 31. März 2022 an beide jeweils genannten Juror/innen. Von den zwei Vorträgen, die auf dem Kongress von einer Person gehalten werden können, darf höchstens einer ein Plenarvortrag sein. Pro Plenum sind insgesamt vier Vorträge zugelassen.

Plenum 1

Konzepte und Methoden des Polarisierens

Wie entsteht Polarisierung in der Gesellschaft und in der Soziologie, und wie hängt das eine mit dem anderen zusammen? In diesem Plenum geht es um das Wissen und die Praktiken des Polarisierens in Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft. Es untersucht zum einen die polarisierenden Prozesse und Techniken, die Gesellschaftsmitglieder anwenden. Zum anderen nimmt es aber auch die Verfahren in den Blick, die in der Soziologie selbst dazu beitragen, konkurrierende wissenschaftliche Positionen, methodologische oder theoretische Grundhaltungen in ein antagonistisches Verhältnis zu bringen. Im Zentrum des Plenums sollen also weniger spezifische Polarisierungsphänomene als vielmehr die Arten und Weisen stehen, mit denen Gesellschaftsmitglieder und eben auch Soziolog*innen diese herstellen.

Mit einer solchen Betrachtung rückt auch der Begriff der »Polarisierung« selbst in den Fokus der Diskussion: Konstitutiv für Polarisierungsprozesse sind zum einen ein paradoxes Verhältnis der wechselseitigen Bekämpfung und intensiven Bezugnahme, durch das sich »polarisierte Welten« in ihrer Gegensätzlichkeit hervorbringen, und zum anderen die Herausbildung eines kommunikativen Vakuums, das den Austausch und eine Positionierung zwischen den Polen verunmöglicht. Während »Polarisierung« als *gesellschaftlicher* Terminus meist sozial unerwünschte Phänomene der Spaltung bezeichnet, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedrohen, können dieselben Phänomene aus einer *gesellschaftsanalytischen* Perspektive auch als Symptome bzw. Verstärker von Neuordnungsprozessen untersucht werden. Dies impliziert die Frage, von welcher Position aus Polarisierung überhaupt als problematisch markiert wird.

Auch die Wissenschaft kann in den Bann wissenschaftsexterner oder -interner Polarisierungen geraten. So sind gegenwärtig etwa Klima, Geschlecht oder Migration nicht nur zu gesellschaftlich umstrittenen Topoi, sondern auch zu kontroversen Forschungsgegenständen geworden, an denen politische wie wissenschaftliche Positionen um gesellschaftliche Deutungsmacht ringen. In der Geschichte der Soziologie zeigen sich Konjunkturen der Polarisierungen etwa anhand von wiederkehrenden Konkurrenzen um theoretische und methodologische Geltungsansprüche.

Der hieraus resultierenden Fragen nimmt sich das Plenum an: Unter welchen Bedingungen werden Differenzen zu Gegensätzen und wie genau geschieht das? Auf welche Weise hängen Polarisierungserscheinungen in der

Soziologie mit allgemein gesellschaftlichen Polarisierungsprozessen zusammen? Wie beeinflusst Polarisierung die Wissenschaftspraxis der Soziologie, ihre Theorie- und Methodenentwicklung und schließlich das von der Soziologie offerierte Wissen zur gesellschaftlichen Selbstbeschreibung? In welchem Verhältnis stehen die *gesellschaftlichen* und die *gesellschaftsanalytischen* Verfahren, mit denen die Teilnehmer*innen Polarisierungen hervorbringen? Inwieweit bedingen sie einander wechselseitig?

Das Plenum stellt eine Beziehung zwischen *gesellschaftlichen* und *gesellschaftsanalytischen* Methoden und Konzepten des Polarisierens her und lädt dazu ein, die soziale Grammatik der Polarisierung und ihre transformativen Dynamiken in der Soziologie auf den folgenden Ebenen zu untersuchen:

- als sozialer Kontext, der soziologisches Forschen in spezifischer (historisch und kulturell kontingenter) Weise rahmt und moduliert
- als epistemischer Prozess der Transformation von Wissensordnungen
- als analytische Perspektive zur Untersuchung von Prozessen der Mobilisierung, Segregation, Alterisierung bzw. der Umordnung
- als methodische/methodologische Herausforderung, Praktiken der Polarisierung empirisch zu erforschen.

Mögliche Leitfragen sind:

Zu welchen Zeiten, in welchen Bereichen war/ist Soziologie selbst Teil gesellschaftlicher Polarisierungsprozesse? Wie verändern Polarisierungsphänomene die Rolle und Funktion der Soziologie in Gesellschaft bzw. ihre erkenntnis- und sozialtheoretischen und methodologischen Grundlagen? Was bedeuten etwa gegenwärtig international beobachtbare, polarisierende Einschränkungen der Wissenschaftsfreiheit für soziologische Theorieentwicklung, Lehre und Forschung?

Auf welche Wissensbestände greifen Akteur*innen zurück und welche Verfahren wenden sie an, um Polarisierungen herzustellen? Über welches »Polarisierungsinventar« (zum Beispiel Typenbildung, dualistische Denkfiktionen) verfügt die Soziologie?

In welchen Konkurrenzverhältnissen vollzieht sich Polarisierung bzw. welche formiert sie? Welche Ein- und Ausschlüsse werden in polarisierten Wir-Konstellationen wirksam? Wie verändern sich durch Polarisierung Kapitalallokationen in Gesellschaft (politische Kräfteverhältnisse, Kriterien der

Zugehörigkeit und Geltung, Diskursordnungen) und Gesellschaftswissenschaft (zum Beispiel Drittmittel, Stellen, Prestige, machtpolitische Schlüsselpositionen, Methoden- und Theoriekanon)?

Ausrichtende Sektionen:

Methoden der qualitativen Sozialforschung

Soziologieggeschichte

Kultursoziologie

Methoden der empirischen Sozialforschung

Wissenssoziologie

Jury:

Ruth Ayaß

ruth.ayass@uni-bielefeld.de

Hubert Knoblauch

hubert.knoblauch@tu-berlin.de

Plenum 2

Innergesellschaftliche Pluralisierungen und Polarisierungen: Gruppen, Identitäten, Milieus

Innergesellschaftlich ist spätestens seit den 1980er Jahren die Vervielfachung und Intensivierung von Debatten, politischen Forderungen und von sozialen Bewegungen zu beobachten, die als *identity politics* bezeichnet werden. Dieses framing mag falsch oder nur bedingt richtig sein. Es verweist aber sicher darauf, dass das ›Wer‹ des ›Was‹ – des Politischen, des Rechts, der Ökonomie, der Kultur usw. – zum umkämpften Politikum wird. Als ›Wer‹ also erlangen Menschen etwa Rechte, Anerkennung, Inklusion – oder erleiden zum Beispiel Exklusion, Missachtung, Prekarisierung?

Diese Dimension des Politischen ist mitnichten neu. Sie begleitet die Moderne schon lange, ob in der Dialektik der »Klasse an zur Klasse für sich« (Marx), als konfliktreiche Auseinandersetzung innerhalb sozialer Bewegungen, oder als intellektuelle und forschungsbasierte Kritik an ideologischen Universalisierungen und Verdinglichungen des ›Subjekts‹. Aus Pluralisierungsdynamiken resultieren erhebliche Polarisierungen: Von emanzipatorischen politischen Bewegungen generiert, münden Angriffe gegen die sogenannte ›Identitätspolitik‹ und ebenso auch identitätspolitische (›identitäre‹) Bewegungen in sprachliche und körperliche Gewalt. So sehr die Frage nach dem ›Wer‹ des Politischen ein *basso continuo* der Moderne ist, so spezifisch sind die Thematisierungen und Politisierungen von ›Identität‹ und Gruppenzugehörigkeit je nach gesellschaftlicher Situation. Dieser Spannung und diesen konkreten Formen will das Plenum in theoretisch-konzeptueller wie empirischer Hinsicht nachgehen. Es geht zudem davon aus, dass ›Identität‹ ein keineswegs trivialer, klarer Sachverhalt ist, sondern soziologisch wie auch lebensweltlich notorisch unklar sowie hoch voraussetzungsreich.

Es lässt sich hier auch fragen, ob und inwiefern ›Identität‹ ein soziologisch überhaupt sinnvoller Begriff sein kann – oder eher nicht. Ungeachtet dessen scheint die Behauptung einer individuellen ›Wahl‹ von Identität auf der einen (idealtypischen) Seite und das Begehren nach sicheren kollektiven Zugehörigkeiten und individuellen Eindeutigkeiten auf der anderen Seite charakteristisch für unsere Gegenwart. Hinzu kommt: In diesen Zusammenhängen ist die Soziologie nicht nur eine unbeteiligte Beobachterin. Sie ist selbst aktiver wie passiver Teil dieser Spannung; ist selbst in identitätspoliti-

sche Debatten verwickelt; steht mit ihren theoretischen wie auch methodologischen und gesellschaftsanalytischen Beiträgen und Debatten nicht jenseits der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Das Plenum widmet sich der Frage, aus welchen gesellschaftlichen Gründen und mit welchen Dynamiken die aktuellen Thematisierungen und Inanspruchnahmen sowie die Pluralisierungen von ›Identitäten‹ (von Geschlecht, Ethnizität, Alter, Sexualität, Klasse/Schicht usw.) zu teils erheblichen gesellschaftlichen Polarisierungen führen. Es fragt unter anderem danach, wie die Affekte und die diskursive und physische Gewalt zu erklären sind, die sich mit solchen Thematisierungen verbinden. Es fragt auch, wie die Soziologie selbst beteiligt ist an Identitätspolitik – nicht nur an ›Gruppismen‹, sondern natürlich auch an deren Kritik; und wie sich mit ihren Epistemologien, Grundbegriffen und Kategorisierungen durchaus auch selbst gesellschaftlich engagierte, normative Positionierungen verbinden.

Verantwortlich im Vorstand:

Paula-Irene Villa Braslavsky

Jury:

Angelika Poferl

Joachim Renn

angelika.poferl@tu-dortmund.de

jrenn_01@uni-muenster.de

Plenum 3

Umkämpfte Werte – umkämpfte Diagnosen: Geschlechtergerechtigkeit als gesellschaftlicher Konflikt in Europa

Die vergangenen Jahrzehnte waren von einer Abfolge unterschiedlicher Krisen in der Europäischen Union und ihrer Mitgliedstaaten geprägt. Angefangen bei der Wirtschafts- und Fiskalkrise seit Mitte der 2000er Jahre über die sogenannte Flüchtlingskrise seit 2015 bis hin zur jüngsten Covid-19-Pandemie hangelten sich europäische Politik und Gesellschaften von einem Ausnahmezustand zum nächsten.

All diese Krisen zeichneten sich durch eine bestimmte geschlechterspezifische Konstellation und grassierende Geschlechterungleichheiten aus: Über Migrantinnen und weibliche Geflüchtete wird seltener berichtet und sie werden im medialen Diskurs eher viktimisiert als Männer; Frauen haben eher für *Remain* als für *Leave* beim Brexit-Referendum gestimmt; sie waren übermäßig stark von Lohnkürzungen und prekären Arbeitsverhältnissen während der Eurokrise betroffen, sie tragen die meiste und doppelte Arbeitsleistung (*care work* und Lohnarbeit) während der COVID-19-Pandemie und arbeiten noch dazu häufiger in Dienstleistungs- und Pflegeberufen für Kranke, Kinder und ältere Menschen. Diese Krisenphänomene kommen zu den bestehenden Ungleichheiten in Bezug auf Lohn (*gender pay gap*) und Erwerbskarrieren, Geschlechterdiskriminierung am Arbeitsplatz, ungleiche Repräsentation und Partizipation in Politik, Wirtschaft und Kultur und sexuelle Belästigung und Gewalt gegenüber Frauen noch hinzu und verstärken diese. Frauen sehen sich also vielfachen Konflikten gegenüber und sind mit sozialen, kulturellen und ökonomischen Ungleichheitskonstellationen konfrontiert.

Gleichzeitig mobilisieren rechtspopulistische, ultra-konservative, christlich-fundamentalistische und anti-feministische Akteure und Gruppen massiv gegen zentrale gesellschaftliche Werte wie die Gleichberechtigung der Frau, Selbstbestimmung der sexuellen Identität sowie Politiken wie der Legalisierung von Abtreibung, Anerkennung und Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Ehe und Partner*innenschaften, einer gendersensiblen Sprache sowie eine Erziehung und Bildung im Sinne der sexuellen Aufklärung. Diese Kampagnen und Mobilisierungen gegen Frauen und feministische Anliegen sind nicht beschränkt auf ein europäisches Land oder eine Altersgruppe und sind sowohl in traditionellen als auch in sozialen und digitalen Medien präsent. Auch wenn laut jüngster Umfrageergebnisse der Wert der

Gleichheit der Geschlechter hohe Zustimmung in der Bevölkerung verschiedener europäischer Länder erhält, scheinen die Konflikte um Gender zunehmend zu polarisieren und Teile der Gesellschaft zu radikalisieren.

Vor diesem Hintergrund widmet sich dieses Plenum folgendem Fragenkomplex: Die hohe Befürwortung von Geschlechtergleichheit in der Gesellschaft steht nicht nur im Kontrast zu bestehenden vielfältigen Geschlechterungleichheiten, sondern auch zur massiven Mobilisierung gegen Gender(-themen) durch verschiedene gesellschaftliche und politische Akteure. Wie lassen sich diese unterschiedlichen Beobachtungen verstehen und aus verschiedenen soziologischen Perspektiven erklären? Dazu laden wir Vorschläge ein, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven den Zusammenhängen zwischen manifesten Geschlechterungleichheiten, gesellschaftlichen Orientierungen und Werten, politischer Mobilisierung und Konflikten und/oder medialen Diskursen um Gender in Europa widmen.

Ausrichtende Sektionen:

Europasozio­logie

Soziale Ungleichheit und Sozialstruktur­analyse

Jury:

Monika Eigmüller

monika.eigmueller@uni-flensburg.de

Daniela Grunow

grunow@soz.uni-frankfurt.de

Plenum 4

Globale Polarisierungen: Postkoloniale Verhältnisse und die Soziologie

Die Dekolonisierung, die weltweit seit den frühen 1960er Jahren einsetzte, sowie die seit den späten 1970ern sich entfaltenden, de- und postkolonialen Theorie- und Forschungs-Perspektiven haben die Soziologie (in Theorie und Methodologie) und die von ihr untersuchte ›Moderne‹ herausgefordert, und fordern sie weiter heraus.

Ein wesentliches Thema war und ist, dass die koloniale Herrschaft, diese Schattenseite der europäischen ›Moderne‹, in der Soziologie und insgesamt in der europäischen Wissensproduktion mehrheitlich unerwähnt bleibt – während sie doch konstitutiv für die kapitalistische und für die kulturelle und normative Modernisierung gewesen sei. Bei dieser ›Kolonialität der Moderne‹ handelt es sich der postkolonialen Perspektive zufolge zudem nicht um abgeschlossene Ereignisse. Es geht um global weiterwirkende Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die nicht nur hinsichtlich ihrer Verflechtungen, sondern ebenso hinsichtlich inner- und zwischengesellschaftlicher Polarisierungen zu untersuchen sind. Das gilt etwa für Konflikte um das kulturelle Erbe und die Dekolonisierung der Geschichte; Konflikte, die sich aus den Kriegen und der Verarmung von Gesellschaften ergeben – als Spätfolge der Kolonisierung und als Folge aktueller kolonialistischer Machtverhältnisse (des international betriebenen Bergbaus in Afrika und Südamerika zum Beispiel). Zu denken ist auch an die (auch innergesellschaftlichen) Migrationsbewegungen und daran anschließende Polarisierungen von Stadt und Land, Zentren und Peripherien; an kulturelle und religiöse, innergesellschaftliche Polarisierungen (erneut als Spätfolge kolonialer Verhältnisse), oder an solche, die aufgrund der ungleichen Ursachen und Wirkungen des Klimawandels gegenwärtig auftreten. Das zweite wesentliche Thema der postkolonialen Kritik ist ›epistemische Gewalt‹. Das europäische Wissen generell und das soziologische Wissen speziell sind dieser Kritik zufolge tief verknüpft mit der herrschaftsförmigen Universalisierung des gleichwohl partikularen, eurozentrischen Blicks. Für die Soziologie gilt dies nicht nur, weil sie zuweilen immer noch dazu tendiert, nichteuropäische Gesellschaften als ›vormoderne‹ zu verstehen, oder diese, deren Subjekte und Wissensformen auszublenden – sondern auch, weil die Soziologie in ihren Methodologien und Wissenschaftstheorien die universelle Gültigkeit des eigenen, als ›objektiv‹ verstandenen Wissens in Anspruch nimmt.

Neben der Reflexion auf die blinden Flecken des Faches, zu der die postkoloniale Perspektive derart einlädt, lässt sich auch argumentieren, dass diese Kritiken selbst Teil und Ausdruck der Moderne und des soziologischen Wissens sind – etwa als post-/de- oder antikoloniale Soziologien. Beides gilt es (über die postkoloniale Theorie hinaus) selbstkritisch in die Disziplin einzubauen: moderne Gesellschaft als koloniale Herrschaft ebenso wie auch die Fähigkeit und Wirksamkeit der soziologischen (Selbst-)Kritik. Emanzipation und Herrschaftskritik, plurale Epistemologie und Universalismus, Menschenrechte für alle und kritisches Wissen: Dies sind moderne Versprechen und sie gehören auch zur Textur der Soziologie. In diesem Lichte stellt sich *die Moderne* und auch *die Soziologie* komplexer dar, als es manch programmatischer Text behauptet. (Womöglich wäre von Dialektik und Spannung eher zu sprechen, als von Polarisierung?)

Dem Plenum geht es derart um differenzierte Auseinandersetzungen mit postkolonialer/n Soziologie(n), um ein produktives Verhältnis von Soziologie und dem *postcolonial turn*; um theoretische, empirische, und methodologische Beiträge zu einer weniger eurozentrischen, mit weniger epistemischer Gewalt einhergehenden Disziplin; und um Beiträge, die sich dieser Polarisierung – der postkolonialen globalen Situation – in paradigmatischer Weise widmen und sie zum Zentrum der Gesellschaftstheorie machen. Möglich sind schließlich auch Vorträge, die (gegen die postkoloniale Kritik) den Beitrag der Soziologie zu Analyse und Kritik (nach-)kolonialer Macht und Polarisierung zeigen – wie sie in besonderem Maße die französische Gesellschaft (infolge ihrer Verstrickung in den Algerienkrieg) hervorgebracht hat.

Verantwortlich im Vorstand:

Manuela Boatcă

Jury:

Encarnación Gutiérrez Rodríguez e.gutierrez-rodriguez@sowi.uni-giessen.de

Sérgio Costa sergio.costa@fu-berlin.de

Plenum 5

Neue Polarisierungen auf alten Pfaden?

Altersdifferenzierungen und Altersdiskriminierungen

Differenzierungen nach Alter gehören zu den wohl ältesten gesellschaftlichen Praktiken der Unterscheidung und damit verbundener kollektiver Zuweisung von Rechten, Pflichten, Verhaltensregeln, sozialem Status usw., weitgehend unabhängig von individuellen Kompetenzen, Handlungen oder Merkmalen. Selbst die Diskurse im Kontext der Bewältigung der Pandemie zeigen deutliche (und kontrastierende) Tendenzen von Polarisierungen und auch Diskriminierung nach Alter: etwa bei der Bevorzugung älterer Menschen bei der Impfung und ihrer (möglichen) Benachteiligung im Falle knapper Ressourcen (Stichwort »Triage«) oder aber bei der Verhandlung und Umsetzung von Corona-Schutzmaßnahmen für Kinder und Jugendliche in Kindergärten und Schulen. Insbesondere in Diskursen zur Zukunft der Gesellschaft sind Differenzierungen nach Alter vermutlich allein schon aufgrund der typischerweise identischen Messung von menschlichem Alter und historischer Zeit naheliegend – aktuell etwa im Kontext von *Fridays for Future* (Stichworte »Klimawandel« und »ökologische Nachhaltigkeit«). Die aktuellen Debatten verweisen dabei auf längerfristige Diskursstränge, in den genannten Beispielen etwa zu den »Grenzen des Wachstums« bzw. der »Generationengerechtigkeit«, der Zukunft der Sorgepraxen über alle Lebensphasen hinweg (Stichwort »Care-Krise«) oder auch der Alterssicherung (Stichwort »aktives Altern«). Sie verbinden aber gängige Diskurse so mit aktuellen Problemlagen, dass daraus auch neue am Alter ansetzende Identitäten und Polarisierungen entstehen, die gesellschaftliche Reaktionen und Lösungen erfordern.

Das Plenum rückt vor diesem Hintergrund Polarisierungen entlang des Alters in den Mittelpunkt, wobei unter anderem folgende Fragen aufgeworfen und diskutiert werden sollen:

- Welche Ungleichheiten zwischen Altersgruppen und Geburtskohorten und welche Spannungen in den Generationenverhältnissen lassen sich derzeit ausmachen?
- Wo, wie und durch welche Gruppierungen werden Polarisierungen entlang des Alters konstruiert, verhandelt, bearbeitet und mitunter auch gezielt stilisiert oder aufgelöst?

- Welche Positionierungen, Handlungsräume, biographische Orientierungen und Verläufe werden dabei für welche Individuen und Gruppen eröffnet und/oder verschlossen?
- Welche methodischen Zugriffe ermöglichen belastbare Befunde zu jeweils aktuellen Polarisierungen von Jung und Alt?
- Wie wirken Problemstellungen auf der Makroebene (zum Beispiel in Sozialpolitik, Wirtschaft, Recht) auf die Polarisierungen zwischen den Altersgruppen auf der Mikroebene?
- Inwieweit kann die Integrität der Generationenbeziehungen in altersheterogenen Kontexten zur Abmilderung potenzieller Generationenkonflikte auf der Makroebene beitragen?

Ausrichtende Sektionen:

Alter(n) und Gesellschaft

Familiensoziologie

Jugendsoziologie

Soziale Indikatoren

Soziologie der Kindheit

Jury:

Anja Schierbaum

aschierb@uni-koeln.de

Miranda Leontowitsch

leontowitsch@em.uni-frankfurt.de

Plenum 6

Die ökologische Krise: Polarisierungen moderner Demokratien

Die ökologische Krise erzeugt bereits jetzt erhebliche zwischen- und innergesellschaftliche Polarisierungen, etwa zwischen den Milieus und politischen Positionen sowie den Generationen. Vermutlich werden diese Polarisierungen sich zukünftig weiter intensivieren.

Das Plenum widmet sich insbesondere denjenigen gesellschaftlichen Polarisierungen, die angesichts der Klimakrise in den westlichen, modernen Demokratien auftreten: Im Blick auf deren politisch-rechtliche Verfassung, die politische Pluralität und Konkurrenz ebenso instituiert, wie sie individuelle Rechte und (nicht zuletzt privatwirtschaftliche) Freiheiten gegenüber kollektiven Rechten priorisiert. Ebenso ist das moderne europäische Naturverständnis zu reflektieren, das der »Natur« als Eigenwert keine Rechte einräumt, diese vielmehr lange in erster Linie als Objekt gesellschaftlicher und individueller, unternehmerischer Verfügbarkeit instituiert hat. Auch und vielleicht nicht zuletzt in derart politisch pluralistisch sowie juristisch individualistisch verfassten modernen Gesellschaften führt die ökologische Frage zu (teils gewaltvollen) politischen Bewegungen, zu Spaltungen von Familien und Freundschaften. Konflikte um die Klimapolitik treten kommunal auf, zwischen den Bundesländern, auf nationaler Ebene (im Widerstand gegen Windräder, Tagebauten, Stromtrassen usw.) wie international und zwischen internationalen NGOs und nationalen Regierungen. Selbst noch unter den Vertreter:innen von »Nachhaltigkeit« ist die ökologische Frage hoch umstritten – erst recht, wenn es um sozial robuste oder um technische (eventuell digitale) Antworten darauf geht.

Die Soziologie ist seit den Arbeiten von Bruno Latour wie auch Donna Haraway mit diesem Thema zunehmend befasst. Zudem sind Arbeiten von Niklas Luhmann, Ulrich Beck oder bereits der Kritischen Theorie zu nennen. Um die aus der Klimakrise resultierenden Kämpfe, um die gesellschaftlichen Polarisierungen ging und geht es bei diesen Beiträgen bereits vielfältig (wenn auch eher implizit). In der Tat werden mit der ökologischen Krise »klassische« Themen des Faches auf neue Weise brisant: Es entstehen neue soziale Ungleichheiten und neue Abstiegsängste; es ergeben sich neben politischen Konkurrenzen tiefe Generationenkonflikte sowie ideologische Spaltungen, es kursieren Verschwörungstheorien und es entstehen neue religiöse

Bewegungen; *die* Wissenschaft wird in Frage gestellt. Es kommt zu diskursiver und physischer Gewalt; zu Dystopien oder zu Ignoranz, Verleugnung und Fatalismus. Wie erwähnt, treffen diese Tendenzen und Stimmungen auf eine politische Form, die vorwiegend auf individuelle Rechte und auf den politischen Wettbewerb setzt.

In dieser Lage wird theoretisch und politisch, in der Verständigung über mögliche Lösungen, bis dato vor allem die Kultur-Anthropologie als relevante Disziplin wahrgenommen, aufgrund ihrer Expertise für das Wissen und die Ökologien gerade solcher Kollektive, die in den klimatisch mitentscheidenden Regionen der Regenwälder wohnen; und dank ihrer Theoriebeiträge zur Natur-Kultur-Frage. Auch die soziologische Theorie und Forschung könnten hier neues Gewicht erhalten – in Neujustierungen, die etwa den Gesellschafts- und den Ökologiebegriff betreffen, in jenen Begriffsfassungen des ›Sozialen‹, die mit Latour und Haraway dessen Einschränkung auf Menschen revidieren; und ebenso in empirischen Forschungen zu den sozialen Folgen der und Debatten um die ökologische Krise.

Im Plenum wünschen wir uns Beiträge zu allen diesen Aspekten: zu den gesellschaftlichen Polarisierungen und Ungleichheiten infolge der – seitens moderner Gesellschaften verursachten – Erderwärmung; zu subjektiven (kollektiven, generationellen, individuellen) Aneignungen und Realitätsvorstellungen; zu soziologischen Theorien und Begriffen, die auf die Herausforderung durch die ökologische Krise reagieren; zu den differenten gesellschaftlichen Reaktionsweisen und zur besonderen Lage der westlichen, demokratischen Gesellschaften hierbei; zu Lernprozessen in anderen Regionen der Welt; und dies unter Einbezug etwa vergleichender oder auch historisch-soziologischer Analysen.

Verantwortlich im Vorstand:
Heike Delitz

Jury:

Cordula Kropp
Sighard Neckel

cordula.kropp@sowi.uni-stuttgart.de
sighard.neckel@uni-hamburg.de

Aus dem DGS-Vorstand

Liebe Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,

wie gewünscht, der kurze Bericht zur Vorstandsarbeit.

Auf unserer letzten Vorstandssitzung am 21. Oktober 2021 ging es erwartungsgemäß und mit zunehmender Vorfreude um den großen DGS-Kongress im kommenden Jahr, der vom 26. bis 30. September 2022 an der Universität Bielefeld ausgerichtet werden wird. Diana Lengersdorf (Universität Bielefeld) und Marc Siegmund vom Organisationsteam berichteten vom aktuellen Stand und wiesen auf die nun onlinegeschaltete Kongresshomepage hin: www.kongress2022.sozioologie.de. Wir empfehlen schon jetzt eine frühzeitige Hotelbuchung!

Das Oberthema des Kongresses ist bekanntlich »Polarisierte Welten«. Das beinhaltet eine Fülle an Dimensionen und Aspekten. Hoch interessant wird ganz sicher der Eröffnungsvortrag. Wir freuen uns sehr über die entsprechende Zusage von Miriam Wenzel, der Direktorin des jüdischen Museums in Frankfurt am Main. Ein großer Dank geht an das lokale Orga-Team in Bielefeld, das nicht nur dies, sondern so Vieles am Kongress gestaltet, plant, organisiert, bearbeitet. Unsere Zusammenarbeit ist hoch professionell, kollegial und freundlich. Die drei »Vorstandsplena« (von insgesamt sechs, die anderen drei werden von den Sektionen ausgerichtet) stehen. Sie thematisieren Milieus, Gruppen, Identitäten (Plenum 2), Postkoloniale Verhältnisse (Plenum 4) und die ökologische Krise (Plenum 6) und sind in diesem Heft beschrieben.

Rückblickend konnte ein positives Resümee zum gemeinsam mit der ÖGS digital ausgerichteten Kongress 2021 gezogen werden, der ursprünglich analog in Wien stattfinden sollte. Die Stimmung der 1.236 Teilnehmer:innen war gut, die Fachgespräche produktiv. Klar fehlten der gemeinsame Kaffee und die Party. Insgesamt gab es ca. 600 Vortragende, 137 Veranstaltungen und 608 Beiträge. Wir danken der ÖGS und allen österreichischen Partner:innen für einen überaus gelungenen Kongress, unter nach wie vor schwierigen Umständen.

Gemeinsam mit Ruth Mayer (Deutsche Gesellschaft für Amerikastudien) und Eva Schlotheuber (Verband der Historikerinnen und Historiker Deutschlands) habe ich eine Erklärung zum Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG) initiiert, der sich im Nachhinein zahlreiche weitere Verbände

angeschlossen haben. Hintergrund war die Debatte um #ichbinhanna in den sozialen Medien. Die konkrete Forderung in dem Papier ist ein Gespräch mit der Ministerin für Bildung und Forschung Anja Karliczek, auf die jedoch nicht reagiert wurde. Auf Nachfrage wurde lediglich auf eine laufende Evaluation des Gesetzes verwiesen. Eine weitere Forderung ist die Überarbeitung oder gar Abschaffung des Gesetzes. Auf dem Historikertag des VHD in München wurde daraufhin eine weitreichende Resolution verabschiedet.

Der neu besetzte Ausschuss »Soziologie als Beruf« hat sich bereits zu einer konstituierenden Sitzung getroffen, die Bestätigung der neuen Besetzung durch das Konzil erfolgte einen Tag später auf der DGS-Konzilssitzung. Eine Wahl war nicht nötig, da es nur so viele Kandidat:innen wie Plätze gab.

In der SOZIOLOGIE sollen für die Rubrik »Ein kurzes Gespräch mit ...« auch Berufsvertreter:innen außerhalb der Wissenschaft zu Wort kommen. In dieser Ausgabe führt Karin Lange ein Gespräch mit Lutz Liffers, bis Juli 2021 Leiter des Bremer Impfzentrums.

Im Hinblick auf die nun schon seit längerer Zeit geführte Debatte um die Mittelbau-Quotierung gibt es auch im Vorstand ein sehr gemischtes Bild an Ansichten, Überlegungen und Bedenken. Daher verfolgte der Vorstand die Entscheidung des Konzils, die von der Mittelbau-Kommission gemachten Vorschläge anzunehmen, mit großem Respekt und Interesse. Über die nun nötige Satzungsänderung werden die Mitglieder der DGS entscheiden. Dazu erhalten Sie und erhaltet Ihr gesonderte Informationen.

Der Vorstand wurde in Finanzdingen vom Konzil entlastet, nachdem die von den Kolleginnen Angelika Pofelr und Nicole Burzan durchgeführte Kassenprüfung ordnungsgemäß vorgelegt und beraten wurde.

Ansonsten gilt weiterhin: We'll keep you informed! Wenn Sie etwas wissen oder kommentieren möchten, melden Sie sich gern bei der Geschäftsstelle. Marcel Siepmann (marcel.siepmann@kwi-nrw.de) ist Ihr / Euer Ansprechpartner, insbesondere hinsichtlich organisatorischer und verbandsinterner Abläufe. Alle Vorstandsmitglieder sind selbstverständlich immer ansprechbar, Sie finden uns – über die Webseite – auch direkt.

Schauen Sie auf die Homepage unter www.soziologie.de und twittern Sie mit, zum Beispiel indem Sie der DGS auf Twitter oder auf facebook folgen.

Herzliche Grüße, auch im Namen der Vorstandskolleg:innen,
Paula-Irene Villa Braslavsky

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Josefine Finke, M.A., Paderborn
Esther Gardei-Schilling, M.A., Bonn
Lars Grimm, M.A., Trier
Lina Hansen, Leipzig
Tim Hollenhorst, M.A., Köln
Lisa Jessee, Köln
Fatih Bahadır Kaya, Köln
Dr. Alexander Dimitri Mader, Osnabrück
Anna-Eva Nebowsky, M.A., Essen
Dr. Manuel Reinhard, Hamburg
Dr. Johannes Saal, Luzern
Tobias Schädel, M.A., Marburg
Dr. Carsten Schröder, Dortmund
Dr. Anna Schwenck, Siegen
Ursula Siebel-Militzer, M.A., Dortmund
Antonia Steigerwald, M.A., Luzern
Saskia Terstegen, Dipl. Päd., Frankfurt am Main
Gleb Trufanov, Sankt Petersburg
Prof. Dr. Stefan Wahlen, Gießen

Neue studentische Mitglieder

Sulin Ali, Duisburg
Lorenz Garbe, Bonn-Bad Godesberg
Hannah Kröll, Bielefeld
Moritz-Niklas Ladage, Berlin
Nils Neumann, Paris
Konstantinos Papanikolaou, Köln

Austritte

Dr. Sebastian Bukow, Düsseldorf
Dipl.-Soz.Ök. Doris Cornils, Jesteburg
Dr. Carsten Detka, Magdeburg
Lydia Heidrich, Bremen
Sabine Hunziker, M.A., Bern
Nicola Iversen, Hamburg
Alexander Knickmeier, Bochum
Kristina Korte, M.A., Berlin
Ulrike Almut Christine Müller, Berlin
Prof. Dr. Ilona Ostner, Göttingen
Maike Rump, M.A., Mönchengladbach
PD Dr. Rosemarie Sackmann, Halle/Saale
Dipl.-Soz. Luzie Henrike Sennewald, Göttingen
Dr. Annekatrin Steinhoff, Zürich
Anna Stenpaß, Niestetal
Dr. phil. Marc Torka, Berlin
Dr. Helmut Voelzkow, Bielefeld

Verstorben

Prof. Dr. Ulrich Oevermann, Frankfurt am Main
Dr. Heine von Alemann, Köln

Sektion Arbeits- und Industriesoziologie

Frühjahrstagung »streitBAR: Positionsbestimmungen (in) der Arbeits- und Industriesoziologie« virtuell am 10. und 11. März 2021

Dass die Lust am konstruktiven Streit nicht ortsgebunden ist, sondern auch virtuell funktioniert, hat die Sektion Arbeits- und Industriesoziologie (AIS) spätestens mit ihrer Frühjahrstagung 2021 erlebbar gemacht. Die Veranstaltung sollte das disziplinäre Selbstverständnis, aktuelle Diskurse und Herausforderungen sowie die Rolle der Sektion hinterfragen – und dies in Form von kurzen und aufeinander bezogenen, thesenartigen Kurzinputs und darauf reagierende, im Vorfeld vorbereitete diskursive Kommentare.

Den Auftakt am 10. März machte der Sektionsvorstand und betonte: Streit ist nicht nur Thema, Streit – gemeint ist natürlich der wissenschaftlich-zivile – ist willkommen! Also: sich reiben, Deutungen zuspitzen, Thesen in Wettbewerb bringen, die Lust nicht nur am plätschernden Diskurs, sondern auch am ernstzunehmenden wissenschaftlichen Disput. Das war die Idee des Formats streitBAR – und das haben Vortragende, Kommentator*innen und Teilnehmer*innen ernst genommen.

Die erste streitBAR-Session zu »Beyond Lohnarbeit« eröffnete *Tine Haubner* (Jena) mit ihrem Thesenpapier »Für eine transversale und inter-sektionale Arbeits- und Industriesoziologie!« und der Forderung, die Care-Arbeit nicht nur der Geschlechterforschung zu überlassen und damit den Arbeitsbegriff der Arbeits- und Industriesoziologie um Sorgearbeit und informelle Arbeit zu erweitern. *Hans Pongratz* (München) erweiterte mit seinem Beitrag »Neben der Lohnarbeit: private Haushalte, Märkte, Zivilgesellschaft als Institutionen der Arbeit« den Blick von Tine Haubner noch um selbstständige Erwerbsarbeit und Freiwilligenarbeit und eruierte thesenhaft, wie die Spezialisierungserfolge der Disziplin die bisherige Engführung des Arbeitsbegriffs begünstigten.

Florian Butollo, *Patrick Feuerstein*, *Christine Gerber*, *Robert Koepp* und *Martin Krzywdzinski* (alle Berlin) begannen die zweite streitBAR-Session »Leerstelle Struktur« mit ihrem Beitrag »Wie die Arbeits- und Industriesoziologie an Deutungsfähigkeit zurückgewinnen kann«. Die Sektion würde Diskurse vorwiegend *ex negativo* deuten und dabei verpassen, neue Deutungen anzubieten. *Frank Kleemann* (Essen-Duisburg) reagierte auf das Thesenpapier mit der Feststellung, dass die Arbeits- und Industriesoziologie durchaus Theorien zu bieten habe. Die Frage sei eher, ob und wenn ja, warum diese heute in

Bezug auf die Generalisierung empirischer Befunde und deren Übertragung auf die Makroebene nicht mehr hinreichend erklärungskräftig wären. *Sabine Pfeiffer* (Erlangen-Nürnberg) entgegnete auf das vorgestellte Thesenpapier, dass die behauptete Erfolgsgeschichte der Subjektzentrierung überschätzt würde, und bemühte sich um die Benennung dessen, was an eingeforderter Struktur im Eingangsinput unterbelichtet blieb: Technik, Eigentum und die Akteure mit der Macht, hegemoniale Diskurs zu stiften und zu orchestrieren.

Die letzte streitBAR-Session des ersten Tages »Interesse und Europa« bestritt *Martin Seeliger* (Hamburg) mit seinem Thesenpapier zu einem Thema, das quasi im Streit geboren wurde: »Reflexionen aus dem beschönigten Leben. Zur Soziologie europäischer Gewerkschaftspolitik«. Er stellte die These zur Diskussion, dass europäische Gewerkschaftsorganisationen unzutreffend dargestellt werden, was mitunter an einer suggestiven Programmatik sozialwissenschaftlicher Forschung läge. *Stefan Rüb* (Göttingen) verwies in seinem kritischen Kommentar darauf, dass es mittlerweile durchaus eine große Bandbreite an Forschung und Literatur zur europäischen Gewerkschaftspolitik gäbe und sich die Forschungslandschaft heterogener darstelle, als in den Thesen proklamiert würde.

Der diskursiv angelegte und von Sabine Pfeiffer moderierte BARTalk zum Thema »Früher war alles besser?« drehte sich zentral um eine Diskussion der heutigen Auffassung der Arbeits- und Industriesoziologie im Vergleich zu früher. *Brigitte Aulenbacher* (Linz), *Martin Kuhlmann* (Göttingen), *Dieter Sauer* (München) und *G. Günter Voß* (Chemnitz) diskutierten über Lohnarbeitsorientierung und frühere Streitkulturen und -dimensionen innerhalb der Arbeits- und Industriesoziologie, die mehr aus einem »Aufeinanderprallen« der Generationen zu bestehen schienen als heute. Was zudem trotz gut situierter Arbeits- und Industriesoziologie-Position fehle, seien Zeitdiagnosen zur Arbeitsgesellschaft, die über das empirisch Nachgezeichnete und Aufgedeckte hinaus die Arbeits- und Industriesoziologie voranbringen.

Der zweite Tag der Frühjahrstagung der Sektion wurde mit einer streitBAR-Session zu »Migration und Klasse« mit gleich zwei Streitgruppen eingeleitet. In der ersten Gruppe zum Thema »Migrantische Arbeit unter Covid-19: Leerstellen in der Arbeitssoziologie« kritisierten *Peter Birke* (Göttingen) und *Johanna Neuhauser* (Wien) den noch untergeordneten Stellenwert des Themas Migration in der Arbeits- und Industriesoziologie, obwohl gerade hinsichtlich prekärer Arbeit und vor allem im gesamten Verwertungsprozess ein hoher Zusammenhang in Bezug auf Rassismus und Unterschichtungsphänomenen attestiert wird. *Maria Lorena Cook* (Ithaca, New

York), *Madhumita Dutta* (Ohio), *Alexander Gallas* (Kassel), *Jörg Nowak* (Brasília) und *Ben Scully* (Johannesburg) erweiterten den Diskurs auf »Globale Arbeitsstudien in der Pandemie«. Sie sahen ähnlich wie der erste Beitrag anhand von prekären Arbeitsmigrant*innen Klasseneffekte in der Pandemie, die die soziale Ungleichheit noch befördere. Politischer Auftrag der Arbeits- und Industriesoziologie sei es insbesondere in der aktuellen Situation, die Sichtbarkeit von Arbeitsmigrant*innen zu stabilisieren und zu erweitern. *Hajo Holst* (Osnabrück) unterstützte die Forderungen der beiden Beiträge vor dem Hintergrund seiner eigenen Forschung zu Arbeitsfolgen der Corona-Pandemie.

Die letzte streitBAR-Sitzung »Norm und Wissen« wurde durch *Eva-Maria Walker* (Alfter bei Bonn) eröffnet mit einem Beitrag zu »Wie über arbeitssoziologische Forschung sprechen? Die Arbeits- und Industriesoziologie im Kontext der aktuellen Kontroverse um Wissenschaftskommunikation in den Gesellschaftswissenschaften«. An der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis schrieb sie der Arbeits- und Industriesoziologie eine gestalterische und damit normative Rolle zu und diskutierte vor diesem Hintergrund die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dieser Rolle innerhalb der Arbeits- und Industriesoziologie – auch mit Blick auf wissenschaftliche Normativitäten und jene aus der Praxis. *Jürgen Howaldt* (Dortmund) fand dagegen das Selbstverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie als kritische Aufklärerin zu eng gefasst. Er sah die Frage im Mittelpunkt, welche Rolle die Arbeits- und Industriesoziologie bei der anstehenden sozialökologischen Transformation spielt. *Norbert Huchler* (München) verortete Normativität nicht nur in Sichtweisen und Argumenten, sondern auch in Methoden und Zielsetzungen und plädierte für einen stärkeren Blick auf die Selektionsprozesse der Gestaltung von Forschung.

Mit dem Ende der Frühjahrstagung endete nicht der Diskurs um Lohnarbeit – es bleibt zu hoffen, dass die diskursiven Aufschläge der Beitragenden und Diskutant*innen einen deutlichen Nachhall in der Sektion verursachen, um auch über die bisherigen diskursiven wie normativen Grenzen hinaus zu denken und dennoch die methodischen und theoretischen Besonderheiten der Arbeits- und Industriesoziologie beizubehalten.

Marco Blank, Natalie Grimm, Sabine Pfeiffer und Mascha Will-Zocholl

Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie

Promovierenden-Workshop »Alltags- und Spannungsverhältnisse in ländlichen Räumen« am 9. und 10. September 2021

Für den dritten Nachwuchsworkshop der Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie luden Larissa Deppisch und Susann Bischof sowie Melanie Rühmling und Sara Schiemann für einen fachlichen Austausch an das Thünen-Institut für Ländliche Räume nach Braunschweig ein. Aufbauend auf die ersten Promovierenden-Workshops der Sektion 2017 in Diemitz und 2019 in Nebelschütz/Njebjelčicy wurden für ländliche Räume spezifische soziale, politische, subjektive, geografische und gesellschaftliche Themen unter dem Begriff »Rural Studies« mit dem Fokus auf qualitative Methoden diskutiert. Es kamen rund 20 Wissenschaftler*innen aus diversen Fachrichtungen der Sozialwissenschaften zusammen (unter anderem Humangeographie, Soziologie, Kulturwissenschaften, Gerontologie, Sportwissenschaft, Gender Studies und Erziehungswissenschaften).

Wir bewerten den Workshop als vollen Erfolg, denn er bot wiederholt die Möglichkeit, sich mit den vielfältigen Dimensionen des (Alltags-)Lebens in ländlichen Räumen, den damit verbundenen gegenwärtigen und zukünftigen Herausforderungen sowie der herausragenden Rolle von ländlichen Räumen für die Gestaltung von sozial-ökologischen Transformationsprozessen zu beschäftigen. Darüber hinaus bildete die gute Organisation und Verpflegung den perfekten Rahmen für einen produktiven Austausch der Promovierenden.

Nach einer Begrüßung durch den Leiter des Thünen-Instituts für Ländliche Räume Peter Weingarten und die Sprecher*innen der Sektion, Annett Steinführer und Moritz Maurer eröffnete die Vorstellung von vier Postern den inhaltlichen Teil der Veranstaltung: *Melanie Rühmling* (Rostock) stellte ihre Dissertation zum Thema »Bleiben in ländlichen Räumen« zur Diskussion, *Fabian Müller* (Göttingen) präsentierte erste Schritte seines Promotionsvorhabens zum Thema »Altersarmut in ländlichen Räumen Niedersachsens«, *Susann Bischof* (Braunschweig) gab Einblicke in ihre Forschung zum Thema »Rückzug des Staates? Alltagserfahrungen von Staat in ländlichen Peripherien Ostdeutschlands« und *Larissa Deppisch* (Braunschweig) fragte nach »Gefühlen des Abgehängtseins« in ländlichen Räumen«. Anschließend hielt *Kim Marei Kusserow* (Dortmund) den ersten Vortrag, der sich mit den zentralen Erkenntnissen ihrer Dissertation »Altern in der Landwirtschaft« befasste. Sie beschäftigt sich dabei aus biografischer Perspektive mit

dem Verständnis von »Ruhestand« in der Landwirtschaft, den Herausforderungen der Hofnachfolge und des Strukturwandels. In einer Exposébesprechung stellten *Holli Gruber* (Passau) und *Maike Simmank* (Göttingen) ihre geplanten Forschungsarbeiten vor. Grubers Projekt »Zukunftsfähigkeit als Distinktionsmerkmal. Wettbewerb und Ungleichheiten in der ländlichen Entwicklung« betrachtet die Muster räumlicher und sozialstruktureller Differenzierung und Polarisierung als potenzielle Positionskämpfe. Simmanks Promotionsvorhaben »Zusammenhalt als lokale Frage. Soziografie über die Zukunftsfähigkeit ländlicher Regionen zwischen Verlust und Neugewinn« soll sich der Frage widmen, welche Folgen aus dem Rückzug öffentlicher Güter erwachsen können und wie diesen entgegengewirkt werden kann.

Anschließend diskutierte *Anne Almrodt* (Bamberg) mit den Teilnehmenden die geplante Durchführung von Gruppendiskussionen, über die Informationen hinsichtlich sozialer Begegnungsformen in Dörfern generiert werden sollen, um die bereits abgeschlossene quantitative Datenerhebung ihres Dissertationsprojektes zu ergänzen. *Rieke Borges* (Jena) beschäftigt sich in ihrer Masterarbeit mit Mietverhältnissen im ostdeutschen ländlichen Raum und erörterte das Material ihrer qualitativen Feldstudie in Sachsen. Im anschließenden Vortrag stellte *Katrin Fahn* (Berlin) die ersten Vorarbeiten und die Datengrundlage ihres Promotionsvorhabens zum Thema »Sportvereine im sozialräumlichen Kontext« vor und diskutierte mit den Teilnehmenden konkrete Möglichkeiten für die Umsetzung. Im Anschluss daran hielt *Jens Reda* (Kiel) einen Vortrag über sein Dissertationsprojekt, das sich mit Praktiken des Engagements in der dörflichen Daseinsvorsorge und ihrer alltagsweltlichen Verankerung beschäftigt. Er hinterfragt dabei das oftmals zugeschriebene traditionelle Alltags- und Gemeinschaftsleben im Dorf vor dem Hintergrund der Diskussion um gleichwertige Lebensverhältnisse und das sich wandelnde Verständnis des »sorgenden« Staates. Den inhaltlichen Abschluss des Tages bildete der Vortrag von *Anja Neubauer-Betz* (Vechta) zur Koproduktion dörflicher Daseinsvorsorge von und für junge(n) Menschen. Der Fokus ihrer Arbeit liegt vor allem auf den unterschiedlichen und facettenreichen Ressourcen der Koproduktion.

Den zweiten Tag begann *Nicole Zerrer* (Erkner), die anhand des Konzepts der kommunikativen Figuration den Einfluss von Kommunikationsapps zur Aktivierung ländlicher Sozialräume erörterte. Im Anschluss widmete sich *Mina Mittertrainer* (Landshut) in ihrem Vortrag den Reibungspunkten zwischen Politik, Geschlecht und Sozialraum. Anhand erster empirischer Er-

gebnisse zeichnete sie nach, warum sich (junge) Frauen oft nicht in der Politik engagieren und inwiefern politisches Engagement (junger) Frauen sogar zu sozialen Irritationen in männlich geprägten Sozialräumen führen kann.

Der zweite Teil des Vormittags stellte sozial-ökologische Transformationsprozesse und deren Verhandlungen und Ressourcenbasis in ländlichen Räumen in den Mittelpunkt. *Jana Holz* (Jena) präsentierte erste Ergebnisse ihrer Fallstudie in Finnland. Auf Basis ihrer qualitativen, relationalen Studie stellte sie verschiedene Typen sozial-ökologischer Mentalitäten in Finnland und deren Bezug zu gesellschaftlichen Naturverhältnissen dar. Im Anschluss diskutierte *Jonathan Friedrich* (Müncheberg), inwiefern sich sozial-ökologische Konflikte auch als Konflikte aufgrund von unterschiedlichen Imaginationen begreifen lassen, die sich in verschiedenen sozialen Praktiken und soziomateriellen Strukturen zeigen.

Am Nachmittag bot sich die Möglichkeit zu methodischen Diskussionen. Dabei präsentierte *Franziska Lengerer* (Braunschweig) ihr Interviewmaterial, anhand dessen die Gruppe diskutierte, wie Dorfbewohner*innen verschiedene Räume sprachlich konstruieren. *Hannah Jestädt* (Siegen) stellte ein Exposé zur Diskussion, das sich inhaltlich den Zuschreibungen von sozialer Arbeit in ländlichen Räumen widmet. Der Tag wurde abgerundet durch einen Vortrag von *Marcus Heinz* (Leipzig), der sich unter der Begrifflichkeit »konkurrierende Ländlichkeiten«, im Kontext der Vorstellung von zentralen Ergebnissen seiner Dissertation, den verschiedenen Bedeutungszuschreibungen von ländlichen Räumen und Ländlichkeitsvorstellungen näherte.

Der Workshop endete mit einer Diskussion über weitere Schritte in Bezug auf die Etablierung einer »Rural Studies«-Promovierendengruppe. Die Anwesenden fassten den Entschluss, den Austausch zunächst digital fortzusetzen und perspektivisch gemeinsame Schreibprojekte zu initiieren. Die Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie plant nach dieser erfolgreichen Fortsetzung ihrer Workshopreihe, auch in Zukunft Veranstaltungen von, mit und für Promovierende(n) durchzuführen.

Jonathan Friedrich, Jana Holz und Kim Marei Kusserow

Arbeitsgruppe Soziologische (digitale) Lehre

Erste, digitale Tagung »Soziologische Betrachtungen zur Digitalisierung der Lehre (in der COVID-19-Pandemie)« am 10. September 2021

In zehn Vorträgen wurden empirische Ergebnisse und theoretische Reflexionen vorgestellt, die Einblicke in die Änderung von Modalitäten, Interaktions- und Kommunikationsmustern in der digitalen Lehre erlaubten. Unterstützt wurde die Tagung durch das Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation in Frankfurt am Main, DIPF.

Ausschlaggebend für die thematische Fokussierung der Tagung war der reflexive Rückblick und Austausch über die digitale Lehre in der Soziologie. Bei der Tagung wurden sowohl die Praktiken der Lehre, die Auswirkungen auf die Hochschulen als Organisationen als auch der kritisch-reflexive Diskurs zu Ungleichheitsaspekten und Machtstrukturen in den Fokus der Überlegungen gestellt. Johannes Hiebl begrüßte und führte in die theoretische Rahmung der Tagung ein. Betont wurde nochmals, dass in drei Semestern unter »Coronabedingungen« versucht wurde, sowohl neue digitale Lehrkonzepte zu entwerfen als auch erprobte Konzepte in den digitalen Raum zu verlagern. Woraus sich als Kernfrage für die Veranstaltung formulieren ließ: Wie kann es aus dieser Erfahrung heraus gelingen, im Sinne digitaler Nachhaltigkeit und Bildungsgerechtigkeit Erkenntnisse und Potenziale digitaler Lehrformen und Lehrmaterialien für die soziologische Lehre zu nutzen?

Im ersten Panel präsentierte *Manuela Pötschke* (Kassel) eine vergleichende Analyse zur Lernbegleitung in großen Veranstaltungen und arbeitete die Herausforderungen der Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden in Methodenveranstaltungen heraus. *Marianne Blumentritt*, *Doreen Schwinger* und *Daniel Markgraf* (Stuttgart) widmeten sich dem Rollenverständnis von Lernenden und Lehrenden im digitalen Studienprozess. Sie identifizierten Dimensionen der Interaktion und Kommunikation, die im digitalen Studium aus beiden Perspektiven als bedeutsam eingeschätzt werden.

Den weiten Blick auf die Hochschulbildung im Kontext der Digitalisierung brachte *Barbara Getto* (Zürich) in ihrer Keynote ein und zeigte die entstandenen Spannungen zwischen der didaktischen Vielfalt der Lehrenden in der Online-Lehre und den strategischen Konzepten der Hochschulen, die sich über die Dauer des *Emergency Remote Teaching* stückweise herausbildeten. Die resultierende teils starke Divergenz wurde von ihr perspektivisch auf aktuelle Entwicklungen und Potenziale reflektiert.

Das zweite Panel wurde von *Bianca Prietl* und *Ursula Rami* (Linz) eröffnet. Sie thematisierten die Studierendenperspektive auf die Distanzlehre. Die empirischen Ergebnisse ließen dabei sowohl Vorzüge als auch Nachteile erkennen, Soziologie auf Distanz zu studieren und beleuchteten auch die nicht akademischen Aspekte physischer Ko-Präsenz. Der Frage, inwiefern Bildungsgerechtigkeit unter den Bedingungen der digitalen Lehre über soziotechnische Artefakte, Machtdiskurse und Reproduktionsmechanismen zu betrachten ist, widmete sich *Diana Drechsel* (Berlin) in ihrem Vortrag.

Der dritte thematische Block wurde von *Inga Hornei* (Duisburg-Essen) eröffnet mit dem differenzierten Einblick in die Potenziale des *Problem Based Learning* im Kontext von digitaler Lehre. Der hohe Selbststeuerungsanteil und die Kommunikationsroutinen im beschriebenen Veranstaltungsformat boten einen Einblick in die Möglichkeiten dieses Ansatzes für Teilhabe und Aktivierung der Studierenden. *Hanna Haag* (Frankfurt am Main) und *Daniel Kubiak* (Berlin) zeigten anhand empirischer Daten die Pandemie bedingte Umstellung der Lehrpraxis, organisationaler Entscheidungsprozesse und die Herausforderungen der Interaktion in digitalen Formaten. Die Tragfähigkeit und Bedeutung von *Open Educational Resources* als potenzielle Stütze digitaler Lehrpraktiken und als professionelle Austauschformate reflektierte anschließend *Marc Rittberger* (Frankfurt am Main). Dabei wurde deutlich, dass das vorhandene Potenzial freier Bildungsmaterialien in der Hochschullehre nur in Ansätzen angenommen und abgerufen wird.

Im vierten und letzten Panel stellten *Anna Rebecca Bertram* (Leipzig, Zürich), *Andreas Bischof* (Chemnitz) und *Thomas Schmidt-Lux* (Leipzig) ein zweisemestriges ethnografisch ausgerichtetes Lehr-Lern-Projekt vor, das sich im Modus asynchroner Audioinhalte – wie Sprachnachrichten und Podcasts – dem Thema Stadt(-szenen) widmete. Die Modalität auditiv-medialer Lehrinhalte wurde dabei im Hinblick auf praktische und didaktische Implikationen beleuchtet. *Len Ole Schäfer* (Hagen), *Melissa Laufer* (Berlin), *Bronwen Deacon* (Berlin) und *Moritz Timm* (Berlin) schlossen mit ihrem Vortrag an die organisationale Betrachtung der Hochschullehre an und diskutierten vor den Ergebnissen einer Interviewstudie mit Lehrenden die Implikationen digitaler Wandlungsprozesse und Handlungslogiken von Hochschulen als Organisationen. Als theoretischer Blickwinkel wurde dabei auf die organisationstheoretischen Überlegungen zu engen und losen Kopplungen zurückgegriffen.

Die Vorträge zeigten über vielfältige Ansätze, dass sich die Bedingungen digitalen Studierens an Hochschulen in deutlich anders gefassten Modalitäten ausdrücken. Zusammenfassend lassen sich Blickwinkel auf vielfältige

Zugänge zur Veranstaltungsgestaltung wie auch auf die zugrundeliegenden Interaktions- und Kommunikationsmuster zeigen. Im Blick auf die Lehrpraxis der Soziologie zeigen sich sowohl methodische Aspekte digitaler Lehre, als auch Verhaltensweisen der handelnden Akteure. Sowohl die Studierenden als auch die Lehrenden weisen veränderte Routinen und Bedarfe auf. Dabei kann neben der akademischen Dimension auch auf die Sozialität und (Dys-)funktionalität der Ko-Konstruktion von Studium verwiesen werden. Die organisationstheoretischen Reflexionen in großer Bandbreite konnten darüber hinaus den Blick auf die strategische Gestaltung von Lehrprozessen im Verlauf der Covid19-Pandemie erweitern und den sich wandelnden *modus operandi* der Hochschulen in den Diskurs einbeziehen.

Die Ergebnisse der Vorträge und Diskussionen sollen in einem Special Issue von »die hochschullehre« dokumentiert werden, das bei wbv vorgesehen ist.

Michael Bigos, Johannes Hiebl und Isabel Steinhardt

Ein kurzes Gespräch mit Lutz Liffers,
promovierter Soziologe und von November 2020
bis Juli 2021 Leiter der Bremer Impfkampagne*

Herr Liffers, die aktuellen Coronazahlen in Bremen liegen deutlich unter dem Bundesdurchschnitt, die Impfquote ist mit Abstand die höchste aller Bundesländer. Ende Oktober 2021 waren mehr als 90 Prozent der über 18jährigen Bremerinnen und Bremer vollständig geimpft. Wie erklären Sie den Erfolg des Impfmanagements in Bremen? Was haben Sie als Leiter des Impfzentrums anders gemacht als andere?

Liffers: Als kleinstes Bundesland hatten wir gute Bedingungen: Sowohl die politisch Verantwortlichen als auch wir im Impfmanagement kennen diese Stadt wie unsere Westentasche. Da findet man schnell die wichtigen Ansprechpartner:innen, die brauchbare Infrastruktur, die Verbündeten, lokale Unternehmen, mit denen man schnell und direkt zusammenarbeiten kann.

Aber neben vielen anderen Aspekten gab es aus meiner Sicht einen sehr wichtigen Erfolgsfaktor: Wir haben die Impfkampagne konsequent als agiles Projekt organisiert. Aus der Linienstruktur des Gesundheitsamtes oder des Fachministeriums heraus wären wir nicht so schnell und wirkungsvoll gewesen. Das liegt daran, dass die Linienstruktur der Verwaltung (noch) nicht für eine solche Aufgabe geschaffen ist, Linienstrukturen sind erfunden worden für die Routine.

Die Impfkampagne aber war voller Überraschungen, Wendungen, sich ständig ändernder Rahmenbedingungen. Wir haben auf solche Veränderungen innerhalb weniger Stunden oder sogar Minuten reagiert, wir waren durch die agile Projektstruktur in der Lage, das Projekt ständig anzupassen, den Plan zu ändern. Und gleichzeitig haben wir alles so organisiert, dass der Service im Mittelpunkt steht. Die Telefonhotline hat ohne Wartezeiten funktioniert, alles war einfach und leicht zu bedienen, in dem riesigen Impfzentrum wurde man nicht allein gelassen, sondern immer wieder freundlich von Station zu Station begleitet. Dieses *user first* hat die im Januar und Februar Geimpften, die Hochaltrigen und Pflegekräfte, total begeistert und die haben es ihren Verwandten und Freunden erzählt. So etwas schafft eine Aufbruchsstimmung, die keine Werbekampagne erreichen kann. Meine These ist, dass der gute Ruf des Impfzentrums auch die Impfbereitschaft erhöht hat.

* Die Fragen stellte Karin Lange.

Sie haben mit mobilen Impfteams auf den vermuteten Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischem Status und Impfbereitschaft reagiert. War dieser Schritt entscheidend für den Bremer Impferfolg? Welche Vorteile bietet eine Impfung vor Ort in den Stadtteilen?

Liffers: Bremen hat wie viele Großstädte bereits seit Jahren mit der zunehmenden sozialräumlichen Spaltung der Stadt zu tun. Die Senatorin für Gesundheit hat deshalb bereits im Frühjahr 2021 die Infektionszahlen auch sozialräumlich ausgewertet. Es war keine Überraschung, dass in benachteiligten Stadtteilen die Infektionszahlen signifikant überdurchschnittlich anstiegen. In der Öffentlichkeit hieß es schnell, dies habe etwas mit »der anderen Kultur« der dortigen Einwander:innen zu tun. Als Soziologe kann ich mit einem solchen »Kultur«-Begriff nichts anfangen. Wenn man dagegen mit Bourdieu ein realistisches Bild davon hat, wie sich soziale Ungleichheit in den stark von Migration geprägten Stadtteilen generiert, kann man differenziertere Instrumente entwickeln, um eine Impfkampagne umzusetzen. Es genügt zum Beispiel eben nicht, Briefe mit staatlichem Briefkopf zu versenden, um die Leute zur Impfung einzuladen. Denn staatliche Schreiben werden von bestimmten sozialen Milieus entweder gar nicht erst zur Kenntnis genommen oder falsch kontextualisiert. Man braucht einen Peer-Ansatz, um die Leute zu erreichen. Das hat nichts mit »Kultur« zu tun, sondern mit systemischen Ausgrenzungserfahrungen und auch mit Erfahrungen von gescheiterten oder korrupten Staaten. In Bulgarien beispielsweise machte die Regierung die Roma verantwortlich für die Coronapandemie, um vom eigenen Staatsversagen abzulenken.

Wir sind dann über konkrete Kontakte und über die Kitas, denen die Familien egal welcher Herkunft viel Vertrauen entgegenbringen, an die verschiedenen Milieus herangetreten. Mit riesigem Erfolg. Die Leute waren unglaublich erstaunt und glücklich, dass die Impfkampagne zu ihnen kam – viele hatten nach Monaten der staatlichen Öffentlichkeitsarbeit noch gar nichts davon gehört, dass es eine Impfmöglichkeit gab. Eine »weiße« Verwaltung kann sich meist gar nicht vorstellen, wie zerklüftet und heterogen die moderne Stadtgesellschaft ist und welche Bedeutung Sprache als Mittel sozialer Distinktion hat.

Herr Liffers, Sie haben sich in Ihrer bisherigen Arbeit viel mit Organisationsentwicklung beschäftigt. Nun ist ein Impfzentrum kein Automat, sondern Ort sozialer Prozesse.

Liffers: Absolut. Sie sprechen einen äußerst spannenden Punkt an. In manchen Teilen der Verwaltung herrscht ja eine Vorstellung von der Organisation als Maschine, verbunden mit einem fast magischen Glauben an Schriftstücke. In Papieren werden irgendwelche Maßnahmen, Regeln, Vorgehensweisen oder Organigramme formuliert. Damit scheint dann alles erledigt zu sein. Aber die Wirklichkeit hat sich keinen Millimeter verändert.

Im Impfzentrum haben wir ein zeitweise zwanzigköpfiges Leitungsbüro gehabt, mit dem wir gesteuert haben, und zeitweise bis zu 500 Köpfen in der operativen Umsetzung. Neben den vielen Konflikten, Reibereien, Stressfaktoren gab es auch das gemeinsame Gefühl, an einem wichtigen Projekt beteiligt zu sein. Es haben sich sogar – ich glaube – dreißig Liebespaare gefunden.

In einem solchen sozialen System besteht Steuerung trotz Krise nicht so sehr in Befehl und Gehorsam, sondern vor allem in der Kommunikation. Gemeinsam getragene Ziele (zum Beispiel: Wie können wir »sozial gerecht« impfen? Wie schaffen wir es trotz knapper Impfstoffe so schnell wie möglich zu sein?) halten solche sozialen Systeme zusammen und machen sie leistungsfähig. Aber auch Transparenz über Probleme und Fehler ist notwendig und schließlich auch immer wieder das Kommunizieren über unsere eigentliche Vision, die Pandemie zu besiegen, und darüber, wie weit wir schon gekommen sind. Selbstverständlich haben wir jeden Tag – auch ungeliebte – Entscheidungen getroffen. Durchsetzen konnten wir sie nur durch die ständige Arbeit am gemeinsamen Mindset.

Im Projektleitungsbüro haben wir uns teilweise als agiles Team organisiert – nicht so formvollendet, wie im Lehrbuch, aber von den Grundprinzipien: Klare Rollen statt blinde Hierarchie, ein gemeinsam getragener Mindset, in schwierigen Situationen, wenn beispielsweise ein Impfstoff vorläufig gestoppt wurde oder Lieferungen ausfielen, haben wir teilweise in 2-Stunden-Sprints Lösungen erarbeitet. In einer sehr anstrengenden Krisenphase habe ich das Team eine Stunde in den verschneiten Bürgerpark geschickt mit einer Aufgabe, die in Zweiertteams beim Flanieren zu diskutieren war. Auch so entstehen kreative Lösungen.

Sie sind promovierter Soziologe. Haben Sie für das Management der Bremer Impfkampagne von Ihrer soziologischen Ausbildung profitieren können?

Liffers: Ich habe Soziologie studiert, weil mich Fragen der sozialen Ungleichheit schon als junger Mensch interessiert haben. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie und habe – wie meine Brüder – von der Bildungsexpansion der 1970er Jahre profitiert.

Als Projektleitung der Impfkampagne stand ich an der Schnittstelle zwischen den politischen Entscheider:innen und der operativen Umsetzung. Ich glaube, da nutzt es nichts, wenn man gesellschaftlich blind irgendwelche Vorgaben umsetzt. Ich musste ja ein echter »Gesprächspartner« für die Gesundheitssenatorin und ihre Staatsrätin sein und nicht nur ein Befehlsempfänger. Die Politik musste die Impfkampagne verantworten und deshalb brauchte sie ein Gegenüber, das die gesellschafts- und »gesundheitspolitische Aufladung« verstehen und verarbeiten kann.

Soziologie ist für mich nicht eine abgeschlossene Ausbildung, sondern ein dauerhaftes Interesse an dem Spannungsfeld Gesellschaft und Individuum. Soziologie ist fast schon wie eine Haltung, die Neugierde und analytisches Denken zusammenbringt. Das macht Spaß und hat mir in allen beruflichen Kontexten geholfen, in denen ich bisher unterwegs war.

Welche Erkenntnisse ziehen Sie aus soziologischer Sicht aus Ihrer aktuellen Arbeit als Krisenmanager? Was können Sie anderen Impfteams mitgeben?

Liffers: Bourdieu sagte einmal in einem Interview: Soziologie ist ein Kampfsport. Daran musste ich häufig in diesen 24/7-Wochen denken. Das war ja ein gemeinsamer Kampf nicht nur gegen die Pandemie, sondern auch um die Legitimation demokratischer Institutionen und öffentlicher Verwaltung und ein Kampf darum, dass Verwaltung lernt, anders zu denken und zu handeln, die gesamte Superdiversity der bremischen Stadtgesellschaft zu verstehen und mit der Impfkampagne Exklusionsmechanismen abzubauen, statt zu verstärken.

Soziologisches Denken war in diesen Monaten für mich eine zentrale Orientierung, ob in der Analyse der politischen Sphäre, dem Umgang mit der Impforga nisation, Bedeutung von Kommunikation und Öffentlichkeit etc. All diese Aspekte wären doch nur ein Haufen bezugsloser Splitter, wenn uns nicht eine Vorstellung von Bedeutung und Struktur gesellschaftlicher Systeme zur Verfügung stünde.

Was ich raten würde? Jetzt alle Erfahrungen möglichst breit auswerten, analysieren und der Frage nachgehen: Wie muss eigentlich künftig die Verwaltung von Kommunen und Ländern organisiert werden, damit wir Krisen wie dieser besser begegnen können.

Im memoriam Ulrich Oevermann (28. Februar 1940 – 11. Oktober 2021)

Mit dem Tod von Ulrich Oevermann am 11. Oktober 2021 verliert die Nachkriegssoziologie eines ihrer prägnantesten Mitglieder, einen über die Grenzen der Disziplin hinaus überaus geschätzten Kollegen, einen professionspolitisch engagierten Wissenschaftler, einen im öffentlichen Raum profilierten Gelehrten. Oevermanns Œuvre, eine einzigartige Synthese strukturalistischer Theorie, hermeneutischer Methodologie und empirischer Analyse im Lichte seiner akademischen Laufbahn zu würdigen, kann sich an dieser Stelle auf eine Skizze von Weichenstellungen beschränken.¹ Schließlich blättert das eindrucksvolle Porträt, in dem Oevermann 2015 in einem Nachruf auf M. Rainer Lepsius seinen ersten akademischen Lehrer würdigt, ganz nebenbei die Stationen seiner eigenen intellektuellen Formung auf (Oevermann 2015).²

Die Stadt Frankfurt, an deren Goethe Universität er 1964 als Assistent von Jürgen Habermas, neben Lepsius seinem zweiten Lehrer, Forschungen zur schichtspezifischen Sozialisation begann, wurde Ort einer legendären geistigen Schaffenskraft, die Kooperationen mit Angehörigen geistes- und naturwissenschaftlicher Disziplinen initiierte und mit der Methodologie einer sequenzanalytischen Hermeneutik die verstehende Soziologie um konstitutionstheoretische Grundlagen erweiterte. Oevermann, 1940 in Heilbronn geboren, verliert als Zweijähriger seinen Vater, einen promovierten Biologen, der als Flieger an der Ostfront zu Tode kam und als verschollen galt. Die Mutter heiratet ein zweites Mal, zusammen mit vier Geschwistern wächst ihr Ältester in einem bäuerlichen Milieu Ostwestfalens auf. Nach dem Abitur folgt zunächst in Freiburg das Studium der Philosophie und Romanistik, später das der Soziologie in München bei Emerich K. Francis und M. Rainer Lepsius. Viel Disziplingeschichtliches an seinem Profil ist noch nicht erschlossen: Pierre Bourdieu, Basil Bernstein und Ulrich Oevermann, beinahe generationsgleich und über die professionelle Kollegialität hinaus freundschaftlich verbunden, beginnen ihre akademische Karriere aus einer biografischen Position erfahrener

1 Ferdinand Zehentreiter hat in der Festschrift zu Oevermanns sechzigstem Geburtstag in einem systematisch einführenden Essay die Bandbreite der Arbeiten aufgefächert, eine frühe Zwischenbilanz zu einem unermüdlichen Forscherleben (Zehentreiter 2001).

2 Ergänzende Einblicke in biografische Voraussetzungen seines Eintritts in die Wissenschaft gibt Oevermann in dem von Detlef Garz, Klaus Kraimer und Gerhard Riemann 2019 herausgegebenen Band »Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze«.

Marginalität: kulturell im Falle von Basil Bernstein, sozial von der Klassenlage des Elternhauses her bei Pierre Bourdieu sowie bei Oevermann affektiv aus einer spezifischen Familienkonstellation und Stellung in der Geschwisterreihe.

Die Bildungsbenachteiligung und die darin fortgesetzte Versteinerung der Sozialstruktur nehmen die drei Forscher zum Anlass, die Soziologie auf eine theoretische Perspektive zu verpflichten, die der Operativität der Sprache eine Schlüsselrolle zuweist. Pierre Bourdieu, der mit einer Studie über die »Illusion der Chancengleichheit« in Frankreich den Gründen für die unteren sozialen Schichten verschlossenen Tore der höheren Bildung nachgeht, Basil Bernstein, der mit der Theorie der linguistischen Codes das Scheitern von Arbeiterkindern rekonstruiert, denen qua Milieuzugehörigkeit das elaborierte Sprechen nicht zugänglich ist. Schließlich Ulrich Oevermann, der Bernsteins Konzept an der Selektivität der deutschen Gymnasialbildung empirisch belegt und den Bildungsdebatten der siebziger Jahre fundiertes Material bereitstellt. Oevermann wird 1967 Mitglied der Kommission »Begabung und Lernen« im Deutschen Bildungsrat, einem Expertengremium, in das er nach seiner erfolgreichen Dissertation »Sprache und soziale Herkunft« gewählt wird – nahtlos könnte rund fünfzig Jahre später die Debatte über die Benachteiligung der Kinder aus Migrationsmilieus an seine Arbeiten anschließen.

Ulrich Oevermann zählt zu einer Generation, die er selbst gelegentlich als die schweigende Generation bezeichnet hat. Das Schweigen, dem er qua Typus, nicht unbedingt qua faktischer Redefrequenz zuzurechnen war, greift eine Form von gebieterischer Entschlossenheit und Selbstüberwindung auf, aus der heraus die Jugend seiner Zeit den hemdsärmeligen Aktivismus der Aufbaugeneration kritisch verfolgt hat – das frühe Engagement bei den Jungsozialisten sowie als Student im SDS boten Gelegenheit für eine Auseinandersetzung in den Jahren der bundesdeutschen Nachkriegsamnesie. Noch die Schrecken des Krieges im Gemüt, findet bei Oevermann das jugendliche Erwachen in der Ornithologie einen frühen Fokus. Der Gang ins Isenstedter Moor an den Ausläufern des Wiehengebirges, die Vogelbeobachtung zu jeder Tages- und Nachtzeit, die Begeisterung, wenn etwa die sakralen Rufe der Rohrdommel von weitem zu hören waren oder wenn die Jungstörche auf dem Horst beringt waren und darüber der Vogelwarte Helgoland zu berichten war, derartigen mit *Hobby* nur ungenau bestimmten Aktivitäten lagen Wünsche zugrunde, die kaum ins Bewusstsein dringen, deren Lesarten unschwer entzifferbar sind: Das Beobachten der gefiederten Welt ermöglichte legitime Desertion aus den heimischen vier Wänden, es

stiftete Freundschaften und gab den jugendlichen Tagträumen Nahrung, angesichts der stummen Geschäftigkeit der Erwachsenen in der kulturellen Starre eines Kleinstadtgymnasiums dem Vorbild der Vögel zu folgen und die irdische Bodenhaftung hinter sich zu lassen. Von der Leidenschaft seiner Jugend, dem Studium der Struktur der Vogelfeder, der Spurendichte des Gewölles, schließlich der Polyphonie des Vogelgesangs ist der Weg nicht weit zur *conversation of gestures*, der Idee einer gattungsübergreifenden Kommunikationsfähigkeit. Hier wird Oevermanns Verständnis der Sozialphilosophie George Herbert Meads gebahnt, hier liegen die Anfänge seiner an Konrad Lorenz' Artenliebe erinnernden morphologischen Akribie im sequenzanalytischen Vorgehen der »objektiven Hermeneutik«, die während der Frankfurter Zeit in der Auseinandersetzung mit Habermas' Rezeption der Sprechakttheorie seinen Anfang nimmt. Die wissenschaftsgeschichtlich erstaunliche Pointe seines eindrucksvollen Forschungsprogramms liegt nun darin, dass Oevermann mit der früh gebahnten Beobachtungsschärfe sowie dem Respekt vor der Dignität der Lebensformen einer im Kern der Intentionalität, dem Meinen verpflichteten deutschen Nachkriegssoziologie als der strukturalistische Kuckuck ins Nest gelegt wird – geschult durch die souverän fallanalytisch bereicherten Seminare von M. Rainer Lepsius.

In der analytischen Konzentration auf Performativität entstand eine Methodologie, Durkheims Regeln der soziologischen Methode ergänzt um den Innovationsschub der Sprachphilosophie um John R. Searle, Gadamer »urbanisiert«, in Anlehnung an eine Formulierung von Jürgen Habermas. Im Forschungsalltag wurde lediglich den Vögeln, die nicht selten hoch oben in den Nischen des sogenannten AfE-Turms³ ihre Brut versorgten, das Vorrecht eingeräumt, die unerbittliche Strenge des sequenzanalytischen Vorgehens zu durchbrechen. Vor ihrem virtuos kapriziösen Taumel der Balz, in dem sie für Sekunden vorm Fenster auftauchten, um sogleich wieder zu verschwinden, kapitulierte jede Konformitätsbereitschaft gegenüber der Forschungsdisziplin. Oevermann voran, dann Mitglieder der Gruppe, die in den oberen Stockwerken des AfE-Turms tagte, stürzten ans Fenster, um dem Flug der Falken nachzuspüren, ein kurzer Moment, der den Blick auf Oevermanns Soziologie aus dem Geist der Ornithologie eröffnete und ganz nebenbei eine biografische

³ Der AfE-Turm war ein 116 Meter hohes Hochhaus auf dem Campus Bockenheim der Frankfurter Universität. Die Abkürzung AfE steht für Abteilung für Erziehungswissenschaft. Allerdings wurde diese Abteilung noch vor Eröffnung des Gebäudes aufgelöst. Der Turm beherbergte bis 2013 die Fachbereiche Gesellschaftswissenschaften, Erziehungswissenschaften und Psychologie und wurde 2014 gesprengt.

Lesart des hermeneutischen Vorgehens: das Nest, der Ort des Beginns. Es wundert nicht, dass Oevermann von der »ewigen Jugendlichkeit« (Max Weber) der Begriffe ein ganz eigenes Verständnis hatte. Es zählt zu den faszinierenden Eigentümlichkeiten seiner Forschungen, wie ihm gelang, die Soziologie auf Konstitutionsfragen zu stoßen, auf die Frage nach dem Anfang. Der objektive Möglichkeitsraum des Handelns, von dem Weber spricht, Karl Poppers Welt 3, dessen erkenntnisphilosophisches Plädoyer für die Analyse der »Problemsituation« sowie der Pragmatismus von Charles S. Peirce bilden wichtige Stationen auf dem Weg zur Exposition einer Methodologie, die aus der Einstellung künstlicher Kontextblindheit ihre Leistungsfähigkeit bezieht. »Seit wann denken Sie Kontingenz?«, wurde einst Luhmann gefragt, der sein Theorieprogramm auf der Konstitution des Sozialen über die Nichtmittelbarkeit des Psychischen gegründet hat. Oevermann, ein Durkheimianer, und *contre cœur* ähnlich wie Luhmann grundlagentheoretisch unterwegs, dachte den Anfang. Dank des methodologisch kühnen Umgangs mit den Vorgegebenheiten der Sozialität erschien gleichsam die ganze Welt im Zustand des Advents – im Forschungsalltag sachlich verblüffend ergiebig, zeitlich und sozial mitunter strapaziös. »Im Anfang war das Wort«: Die Religionssoziologie, der er sich spät zuwendet, dann jedoch mit der peniblen Aufmerksamkeit eines Max Webers auf die kognitive Struktur des Kanons (etwa über die Auslegung von Genesis 1), eröffnet neue Lesarten zur Entstehung des Christentums. Die methodologische Differenzierung über Text- als Handlungsprotokolle lässt Kooperationen mit Kollegen und Gelehrten wie Lothar Gall, Johannes Fried, Werner Plumpe, Hartmut Leppin, Ulrich Muhlack und Siegfried Wiedenhofer aus den Nachbar- bzw. Vorläuferwissenschaften der Soziologie entstehen. Einladungen zur Mitarbeit an Sonderforschungsbereichen schlossen sich an. Die oedipale Triade, das familiensoziologische Herzstück von Oevermanns Sozialisierungstheorie, die in parsonianischer Tradition die Architektonik der Freudschen Theorie aufgreift und soziologisch substantiiert, entwirft er als eine universalgeschichtlich wirksame Dynamik von Verführung und Verbot. In der Kooperation mit dem Sigmund-Freud-Institut, unter anderen mit Alexander und Margarete Mitscherlich, wurde diese Lektüre im Projekt »Elternhaus und Schule« in Einzelfallanalysen überprüft. Schon von schwerer Krankheit gezeichnet, greift Oevermann sein frühes Interesse an der Figur des historischen Jesus wieder auf und rekonstruiert die Krisensituation, den im prophetischen Auftrag nagenden Selbstzweifel des Charismaträgers, der um die Gefolgschaftstreue seiner Jünger bangt – als Protokolltext dient der Bericht des Markus, das erste der Evangelien. Die Reihe herausragender Texte ließe

sich fortsetzen: Meisterstücke sind die Baudelaire-Interpretationen (1997), die Sekundäranalyse von Adornos Essay über Samuel Becketts »Endspiel« (1996) oder die legendäre Analyse der Tagesschau-Begrüßung (1983).

Forschung als Passion

Oevermanns ganzes Œuvre, dem das Schicksal der Schriften von George Herbert Mead hoffentlich erspart bleibt, dreht sich um die Frage des Anfangs. In Anlehnung an Adornos Studie über Alban Berg (»Meister des kleinsten Übergangs«) wäre die Abkürzung »Meister des weitesten Anfangs« nicht vermessen. Ja, das unabgeschlossene Werk, von manchen als Makel beklagt und angesichts der Fülle verstreut publizierter Meisterstücke nicht mehr als ein Gerücht, jedoch im Wissenschaftsbetrieb ohne Zweifel einer der Gründe, weshalb ihm, dem »German Bourdieu« (Basil Bernstein), die internationale Resonanz verwehrt blieb, folgt noch als Ganzes der Sinnstruktur des Beginnens. Sie ist Ausdruck nicht einer Nachlässigkeit, vielmehr einer unablässigen Neugier, einer Forschung als Passion. Ulrich Oevermann, dem die Kultivierung der Nichtzugehörigkeit zur Disziplin zuweilen den Blick dafür versperrte, dass er zu den Großen des Faches zählte, hat aus der Theoriekonkurrenz seiner beiden Lehrer Lepsius und Habermas eine Version verstehender Soziologie entstehen lassen, eine bewundernswerte Lektüre und produktive Fortentwicklung des klassischen Theoriekanons – aus den Debatten der Disziplin, dem methodologischen Dauerstreit ist die objektive Hermeneutik nicht wegzudenken., substantielle Ergänzung hat die Theorie der Professionen seinen Arbeiten zu verdanken. Unschätzbar ist, was die Jüngeren von seiner mitreißenden juvenil unbekümmerten intellektuellen Gegenwärtigkeit mitnehmen durften. Im Abenteuer der Forschung sowie in den Lehrveranstaltungen begegnete einem ein unverdrossener Wissenschaftler, der sich als Mensch den Irrationalitäten der menschlichen Lebensführung nicht verschloss, die in der Grundbegrifflichkeit seiner Theorie mit »Krise« und »Routine« ihren Widerhall finden; der im Geiste Humboldts das Wertvollste mitgab, was einem Lehrer gelingen kann: die Erkenntnisbildung von ihrem Anfang her zu verstehen, einem Anfang, der »die ganze Welt als Argument« enthält, wie er nicht müde wurde zu bestaunen.

Tilman Allert

Literatur

- Garz, Detlef / Kraimer, Klaus / Riemann, Gerhard (Hg.) 2019: Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze. Einblicke in die biographischen Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte und die Gestalt rekonstruktiver Forschungsansätze. Opladen: Barbara Budrich.
- Oevermann, Ulrich 1983: Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In Ludwig von Friedeburg / Jürgen Habermas (Hg.), Adorno-Konferenz 1983, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 234–289.
- Oevermann, Ulrich 1996: Becketts *Endspiel* als Prüfstein hermeneutischer Methodologie. Eine Interpretation mit den Verfahren der objektiven Hermeneutik. (oder: Ein objektiv-hermeneutisches Exerzitium.) In Hans-Dieter König (Hg.), Neue Versuche, Becketts Endspiel zu verstehen. Sozialwissenschaftliches Interpretieren nach Adorno. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 93–249.
- Oevermann, Ulrich 1997: Zu Baudelaire. Die Interpretation von »Les Chats« (Nr. 66 der »Fleur du Mal«), Frankfurt am Main: Ms.
- Oevermann, Ulrich 2015: Prof. Dr. Dr. h.c. Mario Rainer Lepsius – ein Nachruf. SOZIOLOGIE, 44. Jg., Heft 1, 7–21.
- Zehentreiter, Ferdinand 2001: Eine systematische Einführung. Die Autonomie der Kultur in Ulrich Oevermanns Modell einer Erfahrungswissenschaft der sinnstrukturierten Welt. In Roland Burkholz / Christel Gärtner / Ferdinand Zehentreiter (Hg.) 2001: Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann. Weilerswist: Velbrück, 11–104.

Das DFG-Netzwerk Mixed Methods und Multimethod Research in der empirischen Sozialforschung: Kurzbericht und Ausblick

Ziel des DFG-Netzwerks *Mixed Methods und Multimethod Research in der empirischen Sozialforschung* (Laufzeit 2018–2022) war eine Stärkung des interdisziplinären und internationalen Austauschs zwischen Sozialwissenschaftler:innen im Feld methodenintegrativer Forschung, also solcher Ansätze, die auf die Kombination und Vermittlung qualitativer und quantitativer Empirie zielen. Im Laufe der 1990er Jahre institutionalisierte sich »Multimethod and Mixed Methods Research« (MMMR) als methodologischer Diskurs mit eigenen Hand- und Lehrbüchern, Fachzeitschriften und einer internationalen Fachgesellschaft. Dennoch sind in diesem zunehmend ausdifferenzierten Feld zahlreiche Fragen bis heute offen, sowohl hinsichtlich der methodologisch-reflexiven Selbstverortung als auch in Bezug auf die praktische Umsetzung methodenintegrativer Designs.

Netzwerkaktivitäten während der Förderphase

Das Programm des Netzwerkprojekts gliedert sich in sechs Schwerpunktthemen, die seit Januar 2018 in Konferenzen behandelt wurden (siehe Tabelle 1).

Der internationale und interdisziplinäre Austausch verlief sehr produktiv, die Zahl der Netzwerkmitglieder wuchs stetig und die öffentlichen Keynote-Vorträge fanden ein interessiertes Publikum unter Studierenden und Mitarbeitenden der gastgebenden Universitäten. Die Vernetzung der Projektbeteiligten konnte auch durch Kooperationen mit dem Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen, der Göttinger Graduiertenschule Gesellschaftswissenschaften, dem Sonderforschungsbereich Re-Figuration von Räumen (SFB 1265) und dem Graduiertenkolleg Innovationsgesellschaft heute (GRK 1672) ausgebaut werden.

Ergebnisse der Netzwerktätigkeit sind bereits in diversen Publikationen dokumentiert. Weitere Projektergebnisse werden im Rahmen eines Sonderbands im Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research publiziert, der im Herbst 2022 erscheinen soll.

Tabelle 1: Netzwerkveranstaltungen

Termin und Thema	Gastredner:innen
1. <i>Current Conceptualizations and Applications of MMR</i> (Januar 2018)	John Creswell (Univ. of Michigan, Ann Arbor) Burke Johnson (Univ. of South Alabama, Mobile)
2. <i>MMMR for Causal Analysis</i> (Juli 2018)	Gary Goertz (Univ. of Notre Dame, Indiana) Joseph Maxwell (George Mason Univ., Virginia)
3. <i>MMMR Sampling, Data Collection, and Data Combinations</i> (Januar 2019)	Lisa D. Pearce (Univ. of North Carolina) Nigel Fielding (Univ. of Surrey)
4. <i>Methods for Integrative Data Analysis</i> (Mai 2019)	Sarah Irwin (Univ. of Leeds) Pat Bazeley (Western Sydney Univ.)
5. <i>Quality Criteria and Best Practice Standards for MMR</i> (Februar 2020)	Kathleen Collins (Univ. of Arkansas) Martyn Hammersley (The Open Univ., UK)
6. <i>Teaching MMR and Communicating Research Results</i> (Juni 2021)	Anthony J. Onwuegbuzie (Univ. of Cambridge)

Fortführung der Netzwerkaktivitäten

Im Frühjahr 2020 wurde auf Initiative von Netzwerkmitgliedern der Arbeitskreis *Mixed Methods* in der DGS gegründet. Der AK ist sowohl an die Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung als auch die Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung angeschlossen und heißt Sozialforscher:innen aller Fachrichtungen willkommen.¹ Auf dem DGS-Kongress 2020 trat der AK durch die Ko-Organisation der Veranstaltung der beiden Sektionen »*Mixed Methods* zwischen Methodenintegration und Methodenpluralismus« erstmals offiziell in Erscheinung. Seit April 2021 findet zudem ein regelmäßiges Kolloquium statt, das einen niedrigschwelligen Austausch zu Mixed-Methods-Themen ermöglicht. Eine gemeinsame Tagung mit der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse ist für den 31. März und 1. April 2022 geplant.²

1 Aktuelle Informationen: <https://sociohub-fid.de/s/ak-mixed-methods-forschung/>

2 Siehe die Ankündigung auf Seite 96 in diesem Heft.

Auch die neu gegründete Lehrbuchreihe »Methodenintegrative Sozialforschung« (Springer VS)³ entwickelt die Aktivitäten des Netzwerks weiter. Die Veröffentlichungen dieser Reihe bieten fortgeschrittenen Studierenden sowie Forschenden eine praxisorientierte Einführung in MMMR-Ansätze. Aktuell in Vorbereitung befinden sich Bände zu »Mixed-Methods-Forschungsdesigns«, »Mixed Methods in der Bildungsforschung«, »Mixed Methods in der Gesundheits- und Versorgungsforschung« sowie »Methodenintegrative Netzwerkanalyse«.

Felix Knappertsbusch, Andrea Hense, Bettina Langfeldt,
Judith Schoonenboom und Susanne Vogl

³ Nähere Informationen finden sich unter www.springer.com/series/16487.

ASI-Nachwuchspreis 2022

Im Jahr 2022 verleiht die Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI) zum siebten Mal den ASI-Nachwuchspreis. Dieser richtet sich an Nachwuchswissenschaftler/innen, die an einem ASI-Mitgliedsinstitut beschäftigt oder persönliches Mitglied der ASI sind. Mit dem Preis werden herausragende Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung prämiert. Er wird in zwei Kategorien vergeben:

1. Artikel mit einer inhaltlichen sozialwissenschaftlichen Fragestellung
2. Artikel mit einer Fragestellung aus dem Bereich der Methoden der empirischen Sozialforschung

Über die Verleihung des Preises, der in beiden Kategorien mit 500,- € dotiert ist, entscheidet der Vorstand der ASI.

Voraussetzungen für die Einreichung, die sowohl durch den Autor/die Autorin selbst als auch durch Dritte erfolgen kann:

- Es handelt sich um einen empirisch ausgerichteten sozialwissenschaftlichen Artikel mit methodischer oder inhaltlicher Fragestellung.
- Der Artikel ist in Deutsch oder Englisch verfasst und wurde innerhalb der letzten drei Jahre in einer Zeitschrift mit Peer-Review-Verfahren publiziert.
- Mindestens eine Autorin/ein Autor war während der Entstehungszeit des Artikels an einem ASI-Mitgliedsinstitut beschäftigt oder ist persönliches Mitglied der ASI. Die Autoren des Artikels, die diese Bedingung erfüllen, haben zusammen einen Arbeitsanteil von mindesten 50 % am Artikel.
- Alle Autoren des Artikels sind Nachwuchswissenschaftler/innen. Bei nicht-promovierten Wissenschaftler/innen sollte der letzte Studienabschluss nicht länger als 8 Jahre zurückliegen. Bei promovierten Bewerber/innen sollte die Promotion nicht länger als 8 Jahre zurückliegen.

Einzureichen sind:

- Die Publikation.
- Ein Lebenslauf des Autors/der Autorin bzw. der Autoren/innen (mit einem Verzeichnis der bisherigen Publikationen).
- Eine Bestätigung des ASI-Mitgliedsinstituts, dass die Publikation (bzw. der persönliche Anteil des jeweiligen Autors/der jeweiligen Autorin) in wesentlichen Teilen am Institut entstanden ist.

- Falls eine/r der Autoren/innen während der Entstehungszeit nicht an einem ASI-Institut beschäftigt war: Erklärung über den jeweiligen Arbeitsanteil der ASI-Autoren/innen in Prozent.

Einsendungen im PDF-Format mit Angabe der Kategorie, für welche die Bewerbung erfolgt, bitte bis spätestens **1. April 2022** an:

Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI)

Unter Sachsenhausen 6-8

50667 Köln

E-Mail: asi@asi-ev.org

Call for Papers*

Globalisierung der Grenzen – Grenzen der Globalisierung Migration zwischen globalen Krisen und lokalen Dynamiken

7. Jahrestagung zur Migrationsforschung in Österreich vom 26. bis 28.
September 2022 an der Donau-Universität Krems

Migration ist wesentlicher Teil gesellschaftlichen Wandels in einer sich globalisierenden Welt. Globalisierung als multidimensionaler und grenzüberschreitender Prozess steht hierbei in einer komplexen Wechselbeziehung zu internationaler Migration und Mobilität sowie lokalen (Dis-)Integrationsprozessen. Die internationale Vernetzung und Integration von gesellschaftlichen Systemen wird insbesondere durch grenzüberschreitende Krisen allgemein sichtbar. Internationale Mobilität ist ein wesentlicher Transmissionsmechanismus, der Krisen selbst globalisiert und lokale Wirkungen entfaltet. In welcher Weise verändert Migration sowohl Herkunfts- als auch Aufnahmegesellschaften, und wie stehen diese Veränderungen transnational in Verbindung? Wie erleben sowohl Migrantinnen und Migranten als auch die Mehrheitsbevölkerung diese komplexen und grenzüberschreitenden Zusammenhänge, und welche Verhaltensreaktionen folgen daraus? Wie versuchen Akteure aus Politik, Religion, Zivilgesellschaft, Wissenschaft und Kunst auf diese Veränderungsprozesse Einfluss zu nehmen? Wie verändern diese gesellschaftlichen Prozesse die Rolle von Grenzen sowie das Selbstverständnis und die Souveränität von Staaten?

Wir wollen bei dieser Tagung auch die Grenzen der Globalisierung beleuchten. Stehen wir möglicherweise am Beginn einer Periode der Deglobalisierung, die durch globale Krisen wie die Finanzkrise von 2007–2009, die Covid-19 Pandemie und die Klimakrise ausgelöst wird? Wie verändert sich

* *Anm. der Redaktion:* Bitte prüfen Sie, ob sich Veranstaltungstermine oder Deadlines aufgrund der Corona bedingten Regelungen geändert haben.

Mobilität und Migration und ihre Steuerung in diesen Kontexten? Und lassen sich Verbindungen herstellen zu früheren Hochphasen der Globalisierung bzw. der Deglobalisierung, wie zum Beispiel um die Wende zum 20. Jahrhundert?

Migrationsforschung ist ein Forschungsfeld, in dem sich eine Vielzahl an Wissenschaftsdisziplinen mit solchen Fragestellungen beschäftigt. Die 7. Jahrestagung der österreichischen Migrationsforschung wird in Hauptvorträgen und Plenardebatten die Herausforderungen und Chancen multidisziplinärer Perspektiven zum Thema Migration und Globalisierung beleuchten. Dabei wird es auch darum gehen, ob und wie das Verständnis von Migration und Mobilität, Integration und Sesshaftigkeit, Diversität und Teilhabe, im Kontext globalisierter Gesellschaften modifiziert werden muss.

Wir laden dazu ein, Vorschläge für Panels und Papers einzureichen. Multidisziplinär orientierte Panels und solche, die im Sinne des Tagungsthemas unterschiedliche Migrationsperspektiven zusammenführen bzw. Gesellschaften aus der Perspektive der Migration neu denken, werden bei der Auswahl besonders berücksichtigt werden. Es gibt jedoch keine Einschränkungen thematischer Natur, das heißt, es können sowohl Panels als auch Papers zu allen mit Migration, Mobilität und Integration in Zusammenhang stehenden Themen eingereicht werden. Ausgewählte und positiv begutachtete Beiträge werden in einem Sammelband beim Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) als Open Access Publikation veröffentlicht, wobei auch der Fokus auf das Tagungsthema berücksichtigt wird.

Vorschläge für Panels und Papers können sowohl in englischer als auch in deutscher Sprache eingereicht werden.

Panels

Vorschläge für Panels von 90 Minuten (mit jeweils drei bis maximal vier Kurzvorträgen) sollten einen vorläufigen Titel und eine Beschreibung des Panelthemas (800 Wörter) enthalten, aus der das innovative Potential des Panels im Rahmen existierender Forschung hervorgeht. Zudem sollten Namen, Titel und Abstracts von je 250 Wörtern für die Vorträge angehängt werden. Die Abstracts sollten die konkrete Forschungsfrage, den theoretischen und methodischen Zugang sowie ggf. die verwendeten Daten erläutern. Panelvorschläge sollen außerdem eine Person benennen, die die Vorträge kritisch kommentiert und damit die Publikumsdiskussion einleitet. Diese Person soll nicht Ko-AutorIn oder Mitglied von Forschungsteams

sein, die Panelbeiträge erarbeitet haben. Voraussetzung für die Annahme ist, dass die Vortragenden in den Panels aus verschiedenen Institutionen stammen. Interdisziplinär und international vergleichend ausgerichtete Panels werden bevorzugt.

Papers

Vorschläge für Papers können auch unabhängig von Panels eingereicht werden. Sie sollten einen vorläufigen Titel und eine kurze Zusammenfassung von ungefähr 500 Wörtern enthalten, in der die genaue Fragestellung, der theoretische und methodische Zugang sowie ggf. die verwendeten Daten erläutert werden. Interdisziplinär und international vergleichend ausgerichtete Papers werden bevorzugt.

Die Veranstaltung wird von der Kommission für Migrations- und Integrationsforschung (ÖAW), dem Institut für Stadt- und Regionalforschung (ÖAW), dem Department für Migration und Globalisierung an der Donau-Universität Krems sowie der Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Wien, organisiert. Sie finden alle Informationen unter www.oeaw.ac.at/kmi. Bitte senden Sie Ihre Vorschläge bis zum **28. Januar 2022** an:

kmi@oeaw.ac.at.

The Political Ecology of Work in Times of Disaster

57th International Conference of Labour and Social History (ITLH), 22 to 24 September 2022 in Linz

The onset of the global pandemic radically challenged the world of work. Lockdowns and other public health policies re-segmented labour markets, reallocated rights and reinforced privileges. Homework exploded, all while workers deemed »essential« kept on risking their health in services, care, slaughterhouses and farms. Both in the Global South and the Global North, labour legislation was rolled back, and trade unions muted.

The 2022 ITLH conference takes from the present epidemiological crisis to reflect on other times of disaster and their implications for workers, organised labour and labour relations. This includes ecological disasters like

earthquakes, floods or droughts; technological disasters such as Fukushima in 2011 or the Bhopal gas tragedy in 1984; medical crises like epidemics or pandemics, such as the Black Death, the post-World War One influenza pandemic and the current Covid-19 pandemic.

No disaster is purely natural. A disaster takes place within environmental, social, economic and political contexts that ultimately determine the impact of a disaster. Human Intervention is important to the outbreak of such events. It is human society, not nature that is in crisis due to viruses, geological or climatic changes; it is human society that produces technological disasters; it is the geo-ecological shifts between humans (society) and nature that can produce biophysical hazards. The social and economic impact of a hazard is determined by nature and extent of societal vulnerability. It is this societal vulnerability that turns a hazard into a disaster, the endemic into an epidemic.

How well societies prepare for, cope with or recover from disasters is determined by their social, political, economic and cultural vulnerability and their capacity to absorb these shocks (their resilience). At the ITH conference 2022 we focus on how labour was affected by and dealt with disasters in both a long-term and short-term perspective. We approach this topic through the lens of political ecology, i.e. we take the viewpoint of both environmental history and Marxist political economy.

There are numerous factors that deepen labourers' vulnerability and their capacity to cope with shocks: environmental, economic or institutional factors. Studying disasters via a political ecology approach allows us to analyse these factors in a combined way. From a political ecology approach, we see that the expansion of capitalism and the inherent exploitation of both labour and nature has had a severe impact on workers' vulnerability to hazards: it worsened the livelihood of many, and weakened communal institutions (e.g. commons), but has also created the preconditions for environmentally induced disasters. These preconditions materialise in varied ways in different societal contexts – a heterogeneity that needs to be explored.

We invite contributions that explore the following questions:

- How have the working people experienced and interpreted different forms of disasters in the past and the present?
- What is the role of organised labour in shaping the outcome of a disaster?
- What are the short- and long-term effects of disasters for workers and labour?
- What is the political impact of an epidemic crisis on labour?

-
- Who are the workers in the disaster relief sector?
 - Are there any progressive opportunities coming out of a disaster?
 - What is the impact of disasters and crises on patterns of labour circulation and migration?
 - Can we observe selective effects of disasters along racial, ethnic or gender lines?
 - Has the Anthropocene changed disasters / led to more disasters?
 - How have workers adapted to disasters, e.g. via social movements, solidarity etc.?
 - How have state interventions, law and legislation mediated the impact of pandemics and other crises and to what extent has labour influenced this?

Conference languages will be English and German. The conference is organised by Rolf Bauer (ITH, Vienna), Adrian Grama, (Leibnitz Institute for East and Southeast European Studies, Regensburg), Chitra Joshi (Association of Indian Labour Historians, New Delhi), Stefan Müller (Friedrich Ebert Stiftung, Bonn), Susan Zimmermann (ITH, Vienna).

As a rule the ITH publishes edited volumes arising from its conferences. Since 2013 the ITH conference volumes have been published in Brill's Studies in Global Social History Series, edited by Marcel van der Linden. The ITH encourages the conference participants to submit their papers to this publication project. The volume's editors will select high-quality papers. For more information, please visit www.ith.or.at/de/category/konferenzen/.

Proposals should include an abstract of the suggested paper (max. 300 words) that contains a separate paragraph explaining how and (if applicable) to which element(s) or question(s) of the call the submitted paper refers. A biographical note (continuous text, max. 200 words) informs on the applicant's contributions to the field of labour history, broadly defined, and specify (if applicable) relevant publications. For the purpose of information, applicants are invited to attach a copy of one of these publications to their application. Please send your proposal including your full address and e-mail address by **31 January 2022** to our conference manager

Laurin Blecha

E-Mail: conference@ith.or.at

Bewegte Ordnungen.

Mobilität(en) als Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse

Gemeinsame Frühjahrstagung der Sektionen Methoden der qualitativen Sozialforschung und Soziologie des Körpers und des Sports an der Universität Bayreuth am 24. und 25. März 2022

Mobilität wird als konstitutives Merkmal von Gesellschaft und sozialem Leben in der soziologischen Forschung auf vielfältige Weise empirisch adressiert und prägt die Theorie- und Methodenentwicklung entscheidend. Dabei sind es oft Impulse aus der qualitativen Forschung, die nicht nur auf sich verändernde Bewegungsordnungen aufmerksam machen, sondern zugleich deren methodologische Reflexion befördern und methodische Innovationen stimulieren, wie sich etwa im Kontext des *mobility turns* der 1990er Jahre gezeigt hat. Dabei wurde auch die Beziehung zwischen Bewegung, Raum und Körpern neu überdacht. Auf welche Weise und in welche Richtungen hat sich die qualitative Forschungspraxis in den letzten Jahren bewegt? Was verraten die methodologischen Debatten und methodischen Entwicklungen über die Gegenwartsgesellschaft? Diese Fragen nimmt die Frühjahrstagung zum Ausgangspunkt und lädt dazu ein, Mobilität als Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse zu verstehen und das methodische und analytische Potenzial einer solchen Perspektive auszuloten.

Mobilität kann verschiedene gesellschaftliche Bereiche und Phänomene betreffen oder generieren und Gesellschaft somit auf unterschiedlichen »Wegen« charakterisieren und verändern. Allein die körperliche (Sport, Verkehr) wie auch »entkörperlichte« (Medien), die geographische (Reisen, Migration, Flucht) sowie die soziale (zwischen Status und Positionen oder zwischen Humankategorien) Mobilität haben entscheidende Wirkungen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und auf soziologische Methoden und Begriffe. Sowohl verkörperte Praktiken als auch Infrastrukturen und Regulierungen produzieren das In-Bewegt-Sein. Damit ermöglichen und behindern sie Mobilität und normieren auf diese Weise Körper. Die vergesellschaftende Kraft von Bewegung zeigt sich damit auch in der Mikromobilität der Körper. Nicht weniger gilt dies für politische Mobilisierung, also durch zum Beispiel politische Bewegungen und Parteien beeinflusste Beziehungen und Veränderungen oder für kulturelle Mobilität, etwa die historische, transnationale oder räumliche Bewegung (etwa als Übersetzung oder Expansion) von Ideen, Gegenständen (zum Beispiel wiederum Medien, technische oder

Sportgeräte), Institutionen oder auch Wörtern. Ebenso lassen sich (sich verändernde) Mobilitätskulturen und -ordnungen zu all diesen und eventuell noch weiteren »Bewegungen« erforschen. Mobilität ist also mit zahlreichen anderen, wichtigen sozialen Phänomenen verbunden, etwa mit sozialer Ungleichheit, mit Umwelt- und Klimafragen, politischen Handlungszusammenhängen, kulturellem Wandel, Digitalisierung oder Migration – auch wenn das im Einzelnen oft nicht voneinander zu trennen ist.

Vor diesem Hintergrund lässt sich eine Fülle an soziologischen Perspektiven am Gegenstand der Mobilität entwickeln, die jeweils spezifische methodische und methodologische Implikationen haben. Im Rahmen der Frühjahrstagung wollen wir uns mit den methodischen und methodologischen Bewegungen in der qualitativen Forschung ebenso auseinandersetzen, wie mit den sich bewegenden und in Wandlung begriffenen Mobilitätsordnungen und -kulturen. Möglich sind deshalb Beiträge, die sich unter anderem mit folgenden Fragen befassen:

- Welche methodischen und methodologischen Anforderungen sind mit der Untersuchung von Mobilität(en) aus der Perspektive einer interpretativen Sozialforschung verbunden?
- Worin liegt die Innovation qualitativer Studien in diesem Bereich?
- Auf welches theoretische Konzept bzw. Verständnis von »Mobilität« wird in der empirischen Forschung jeweils rekurriert?
- Wie lässt sich die Mobilität von Körpern, von Dingen oder Ideen und ihre Wechselwirkungen erfassen?
- Was lässt sich mit welchen Methoden über bestimmte Gruppen und ihre (sich wandelnden) Bewegungsmuster sagen, zum Beispiel in Räumen oder Verkehrsmitteln, beim Sport, in den Städten und Straßen, in (Berufs- oder Macht-) Positionen und Institutionen?
- Wie lässt sich der Zusammenhang von Formen körperlich-dinglicher, politisch-ideeller und/oder sozialstruktureller Mobilität analytisch fassen und methodisch greifbar machen?
- Wie lassen sich die verkörperten und materiellen Praktiken der Bewegung, digitale und kommunikative Mobilitäten sowie Infrastrukturen und Regulierungen, die Bewegung ermöglichen oder behindern, in den Blick nehmen?
- Was kann mit welchen Methoden über (aktuelle wie auch vergangene) politische Mobilisierung oder soziale Bewegungen ausgesagt werden?
- Inwiefern haben sich Mobilitäts- oder Mobilisierungskulturen verändert?
- Wie lässt sich das Konzept der »Masse« oder von Körperkollektiven in die Frage nach Mobilität integrieren?

- Welchen Erkenntniswert haben auf Mobilität rekurrierende Kategorisierungen etwa in Form von Trans-Konzepten (unter anderem Transmigration, Transclass, Transkultur, Transgender, transsituativ) für die Erforschung von Mobilität und gesellschaftlicher Ordnungen und wie können sie empirisch fruchtbar gemacht werden?
- Unter welchen geschichtlich-gesellschaftlichen Bedingungen (zum Beispiel Disruptionen als erzwungener Stillstand) werden soziale Wirklichkeit und sozialer Wandel etc. überhaupt erst unter dem Gesichtspunkt der Mobilität beobachtbar gemacht?

Senden Sie Ihre Vortragsvorschläge von max. einer Seite bitte bis zum **31. Januar 2022** an:

Larissa Schindler

E-Mail: larissa.schindler@uni-bayreuth.de und

Melike Sahinol

E-Mail: sahinol@oiist.org

On the resilience of terrorism

Online Workshop hosted by Trier University on 24 and 25 March 2022

The workshop is planned in the context of Project 4 »Resilience Processes in the Face of Disruptive Phenomena. On the Societal Perception of Security Policies and Terrorist Threats«, headed by Prof. Dr. Martin Endreß, of the DFG funded research group 2539 »Resilience. Phases of Societal Upheaval in Dialogue between Medieval Studies and Sociology«.

Resilience has recently become a guiding concept in dealing with security challenges of various kinds in large parts of terrorism and security research. It is employed to identify strategies, structural principles, resources, and behavioural patterns that will contribute to either prevent disruptive events or to minimise potential damage and to ensure the functioning of basic services on which the state and society depend. Because of this, resilience often receives a normative impregnation, according to which an increase in resilience is always desirable and therefore to be promoted through targeted measures. Viewed from the perspective of social units that are exposed to such threats, especially terrorist ones, this is not surprising. However, the

fact that terrorist groups are also confronted with challenges to their existence posed by their environment is less often considered under the concept of resilience. But, terrorist groups also formulate strategies to ensure the survival of the group and to preserve their ability to act in the face of existential challenges. This behaviour can be analysed in terms of resilience as well and this is one of the objectives of the workshop. Here, we understand resilience as a heuristic for the study of non-linear change that focuses on processes of coping, adaptation and transformation with reference to the social construction of disruptive phenomena.

In the relationship between terrorists and the social units responding to terrorism, we are dealing with a figuration consisting of several actors who align their respective courses of action. To fully grasp this figuration, it is necessary to examine the actions of a multiplicity of actors who are part of this network of relationships. For this reason, it is not sufficient to examine only the actions and the patterns of interpretation of the actors targeted and affected by terrorism, but the actions and protective measures of terrorist groups themselves must also be considered in their interconnectedness with the former. If resilience is viewed in a normatively neutral way as a heuristic for analysing the action of social units in the face of specific challenges, it is a promising instrument for analysing the aforementioned figuration. Accordingly, an added analytical value of such a conceptualisation lies in the social constructionist perspective of resilience heuristics as well as in their focus on the relational embedding of terrorist organisations in their social, cultural, and political environment. This emphasises the mutual, interrelated actions of terrorist groups and the entities designed to counter them. Within the framework of this reciprocal figuration, processes of coping, adaptation, and transformation take place, from which can be concluded how actors deal with phenomena of continuity and discontinuity regarding their collective identity or their functionality.

Based on the thesis of the mutual interdependencies between counter-terrorism measures and terrorist (response) strategies, the workshop aims to elaborate this reciprocal relationship with the help of the resilience heuristic. It aims to identify processes of coping, adaptation and transformation of terrorist groups, which have so far been only marginally, investigated using such a concept. Furthermore, its objective is to take first steps to compare the resilience of terrorist and counter-terrorist actors with regard to the strategies, resources, and dispositions that are applied and (potentially) effective

in these processes. Altogether, the figuration as a whole and the interrelationship between terrorist and counter-terrorist groups will be discussed. In order to achieve this, the workshop is oriented towards the following guiding thematic complexes:

Structural dimension

To successfully implement measures to counter challenges that threaten the existence of terrorist groups, structural resources are needed on which these measures can be based. These structures can be, among others, economic, social, political, geographical or cultural. They enable a certain practice of resilience, which in turn relates to the specific nature of the threats these groups face (or perceive and interpret as being faced with). Due to the relevance of structural aspects, questions such as the following will be explored within the framework of this thematic complex:

- What economic foundations of terrorist groups can be identified and how do these groups counter the threats to these foundations?
- How are social and geographical spaces used to circumvent or actively counter anti-terrorist actions?
- Which processes of coping, adaptations, and/or transformation can be identified regarding the structural constitution of terrorist organisations in the face of changing anti-terror strategies by the entities fighting terrorism, and how do the latter react to them?

Symbolic dimension

With regard to the practice of violent acts, terrorist groups need to formulate strategies to legitimise the existence and actions of the group. In order to be able to understand the legitimisation of the use of violence, it is necessary to analyse the logic and justification offered by terrorist groups in the sense of an examination of the inward and outward production of legitimacy. The production of legitimacy is an ongoing process that is intended to maintain the group's existence. The following questions can be addressed:

- What strategies of legitimation within the group do terrorist actors pursue to justify their own acts of violence? How are these communicated and what dispositions underlie them?

- What are the central interpretative patterns of terrorist organisations with regard to their view of the world? How are these patterns of interpretation expressed in the legitimisation work of terrorist groups?
- To what extent can a dialectical relationship be observed regarding the interaction between normative contexts of justification of terrorist organisations and the state actors fighting them?

The identity of terrorist organisations

For the resilience of organizations, the reference to their self-attribution of identity is of great relevance. The process of identity formation is never complete, but must be constantly reproduced. This further introduces the aspect of temporality and addresses the question of continuities and discontinuities with regard to the attribution of identity of organizations towards themselves. Especially in the context of disruptive events, the aspect of the identity of a social unit becomes crucial. Contributions in this category can for example be oriented towards the following questions:

- What role does the reference to the past and the future play in the constant reproduction of the identity of a terrorist organisation?
- To what extent can commonalities and differences between so-called *old* and *new* terrorism be identified as a result of processes of coping, adaptation, and/or transformation and related resilience strategies?
- What continuities and discontinuities can be identified within the framework of the reciprocal relationship between terrorist groups and the social units fighting them regarding the practices of violence, the production of legitimacy or illegitimacy and the ideas of social orders?

Due to the ongoing Corona pandemic, the workshop will take place *online via Zoom* on 24 and 25 March 2022. We look forward to receiving abstracts for contributions (200 to 300 words, English or German) addressing the above-mentioned topics by **31 January 2022**. If you have further questions or want to send in your submissions, please write to the collaborators in project 4 of the DFG research group:

Lars Grimm
E-Mail: grimml@uni-trier.de and

Stefan Schubert
E-Mail: schubert@uni-trier.de

Tagungen

Mixed Methods in der Sozialstrukturanalyse: Integrationspotenziale qualitativer und quantitativer Forschungsansätze

Gemeinsame Tagung der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse, des Arbeitskreises Mixed Methods, des SOFI und des Instituts für Soziologie der Universität Göttingen am 31. März und 1. April 2022 an der Georg-August-Universität Göttingen

Sozialstrukturanalyse und empirische Studien zu sozialer Ungleichheit basieren mehrheitlich auf quantitativen Daten und Methoden der empirischen Sozialforschung. Angesichts des Einflusses von Klassen- und Schichtanalysen ist dies wenig erstaunlich, streben diese doch verallgemeinerbare Aussagen über Verteilungen, Korrelationen und Kausalitäten gesellschaftlicher Strukturphänomene an, die in der Regel standardisierter Forschungsinstrumente bedürfen. Dass dieses Bild nicht vollständig ist, wissen wir nicht zuletzt seit der kultursoziologischen Erweiterung der Ungleichheitsforschung, in der zunehmend auch qualitative Verfahren zur Anwendung kommen, um Differenzierungs- und Pluralisierungstendenzen der Gesellschaft methodisch abzubilden und subjektorientierte Ansätze in die Sozialstrukturanalyse zu integrieren. Inzwischen sind qualitative Analysen des *doing inequality* integraler Bestandteil der Sozialstrukturanalyse, doch weiterhin sehr viel weniger verbreitet als quantitative Ansätze.

Die *gemeinsame* Nutzung von qualitativen und quantitativen Verfahren im Sinne einer methodenpluralen oder methodenintegrativen Herangehensweise sowie der methodologische Austausch über deren Reichweite und Grenzen sind in der Sozialstrukturanalyse bislang wenig sichtbar. Dies mag einerseits verwundern, da schon soziologische Klassiker, wie etwa die Marienthal-Studie, auf einer Kombination von quantitativen und qualitativen

Methoden basierten. Zudem wird methodenplurale und -integrative Forschung seit Beginn der 2000er Jahre zunehmend als methodologisches Programm diskutiert. Andererseits erfolgt die Ausbildung und Sozialisation von Forscher*innen weiterhin häufig innerhalb weitgehend separierter Forschungstraditionen. Daher möchten wir auf der Tagung diskutieren und systematisch reflektieren, wie qualitative und quantitative Methoden in empirischen Studien der Sozialstrukturanalyse gemeinsam eingesetzt werden können, wie sie sich gegenseitig ergänzen und wo sich Probleme ergeben können.

Methodologische Reflexion substantieller Fragen der Sozialstrukturanalyse

Gerade vor dem Hintergrund einer sich wandelnden Sozialstruktur stellt sich die Frage, welche theoretischen Weiterentwicklungen und welches Empirieverständnis Ungleichheitsforschung benötigt, um diese adäquat zu erforschen: Mit welchen methodischen Verfahren lassen sich welche Aspekte sozialen Wandels erfassen und welche theoretische Perspektive wird dabei eingenommen? Wo liegen die Stärken und Schwächen unterschiedlicher Methoden und (wie) könnten sie sich gegenseitig unterstützen? Wie können zum Beispiel die Beschränkungen, die über die Zeit konstante Operationalisierungen für die Analyse neuartiger Phänomene setzen, überwunden werden? Welche Grenzen sind dem sinnhaften Verstehen und der Rekonstruktion subjektiver Perspektiven gesetzt, und wie lassen sich Erkenntnisse der interpretativen Ungleichheitsforschung auf ihre Übertragbarkeit und Geltungsreichweite prüfen? Auch die Frage nach subkulturellen Identitäten und der lebensweltlichen Bedeutung von Klassen und Schichten ist nach wie vor virulent. Mit der gemeinsamen Frühjahrstagung möchten wir diesen substantiellen und methodologischen Fragen nachgehen und die Möglichkeiten und Grenzen von Mixed Methods in der Sozialstrukturanalyse ausloten. Unser Ziel ist es, Beiträge zusammenzubringen, die Erkenntnisse zu substantiellen Ungleichheits- und Sozialstrukturthemen generieren und dabei methodenplurale oder -integrative Überlegungen berücksichtigen:

- Erstens geht es um Ergebnisse von bereits durchgeführten Mixed-Methods-Projekten aus der Sozialstrukturanalyse, um deren Anwendungsmöglichkeiten zu erörtern sowie anhand konkreter Beispiele Einblicke in die Herausforderungen und Probleme der methodenintegrativen Forschungspraxis zu geben.

- Zweitens interessieren uns Ergebnisse aus Projekten, die monomethodisch (quantitativ oder qualitativ) arbeiten, deren Fokus auf einer systematischen Reflexion der »blinden Flecken« der genutzten Methode(n) liegt und die benennen, welche offenen Fragen für ein umfassendes Verständnis des Forschungsgegenstandes noch bestehen bleiben und inwiefern multimethodische Ansätze hilfreich sein könnten.
- Drittens wenden wir uns stärker (wissenschafts-)theoretisch orientierten Beiträgen zu, die für das Feld sozialer Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse die theoretischen, methodologischen und forschungspraktischen Implikationen von Mixed-Methods-Designs reflektieren.

Die derzeitige Planung der Veranstaltung ist in Präsenz an der Universität Göttingen. Die Tagung wird organisiert von Petra Böhnke (Sektion Soziale Ungleichheit und Vorstand DGS), Andrea Hense (AK Mixed Methods und SOFI Göttingen), Felix Knappertsbusch (AK Mixed Methods), Karin Kurz (Institut für Soziologie, Universität Göttingen) und Kathrin Leuze (Sektion Soziale Ungleichheit). Auf <https://soziale-ungleichheit.de/> finden Sie weitere Informationen.

Zu einer Soziologie des Rechts als Fundamentalinstitution der Wirtschaft

Mittelbautagung der Sektion Wirtschaftssoziologie am 12. und 13. Mai 2022 am Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS)

Welche Rolle spielt das Recht in der Wirtschaftssoziologie? Einst als wesentliches Thema der Soziologie gesetzt, scheint dieses Forschungsfeld aus dem Blick der Disziplin geraten zu sein. So konstatiert Richard Swedberg, dass »die Neue Wirtschaftssoziologie sehr wenig Interesse an der Rolle [zeigt], die das Recht in der Wirtschaft spielt«, wodurch sie das Erbe Max Webers und der klassischen Soziologie verworfen habe. Wir bezweifeln jedoch, dass diese Diagnose (noch) zutrifft. Stattdessen besteht unserer Ansicht nach ein beträchtliches Interesse daran, die Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Recht soziologisch zu analysieren und zu theoretisieren – was nicht zuletzt Swedberg (2003) selbst zeigt. Obwohl es in der Wirtschaftssoziologie zahlreiche Arbeiten gibt, die rechtliche Institutionen in den Blick nehmen, finden die Diskussionen bislang hauptsächlich in anderen

fachlichen Disziplinen statt, so zum Beispiel in den Rechts-, Wirtschafts- und Politikwissenschaften. Aktuell wird zudem die Rolle des Rechts für die Wirtschaft durch zahlreiche gerichtliche Entscheidungen mit potentiell gravierenden Auswirkungen unterstrichen. So sind es Gerichte, die verfügen, dass Gigworker keine Selbstständigen sind, dass Politik wie Wirtschaft Klimaschutzziele beachten müssen und in welchem Rahmen Zentralbankpolitik rechtmäßig ist. Für eine Fortentwicklung der Wirtschaftssoziologie scheint es daher fruchtbar, juristische Institutionen, Konventionen, Rahmen, Imaginationen und Praktiken noch stärker in die Analyse einzubeziehen.

Die Fokussierung des Rechts als eine »Fundamentalinstitution für die Ökonomie« (Diaz-Bone) bietet dabei die Chance, die Wirtschaftssoziologie über die Analyse von Märkten hinauszutreiben: Weil die Analyse von Recht notwendigerweise die (politischen) Auseinandersetzungen darum einschließt, ist die Brücke von der Wirtschaftssoziologie zur Politischen Ökonomie schnell geschlagen. Dies ist gerade in den Untersuchungen illegaler Märkte deutlich geworden: Nicht nur bildet das Recht auch hier für wirtschaftliches Handeln einen unerlässlichen Bezugspunkt, zugleich geraten die Produktionsbedingungen des Rechts und damit staatliches und politisches Handeln unweigerlich in den Blick. Der Zugriff auf Wirtschaft durch die Linse des Rechts erlaubt auch eine neue Perspektive auf Vermarktlichungsprozesse. Dass Vermarktlichung nicht De- sondern Re-Regulierung bedeutet, ist bekannt; die konkrete Bestimmung dieser Transformation fällt aber schwer und könnte von einem Fokus auf das Recht als Medium dieser Transformation profitieren.

Recht als eine Fundamentalinstitution der Wirtschaft zu verstehen, erlaubt darüber hinaus, zeitgenössische und historische Transformationsprozesse einzuholen. Schließlich werden Globalisierung wie Europäisierung, Finanzialisierung, Digitalisierung, (Neo)Liberalisierung, Ökologisierung oder zunehmende Polarisierung der Wirtschaft in großem Umfang durch rechtsförmiges Handeln und die Akteure des Rechtssystems gestaltet. Aktuelle Arbeiten fragen daher nach dem Beitrag, den das Recht zu den Transformationen von Staaten und Ökonomien leistet. Pistor rückt etwa die Frage in den Mittelpunkt, wie die rechtlichen Bausteine des Kapitalismus erschaffen werden und wie Akteure in der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Interessen die nationalstaatlichen rechtlichen Ordnungen kreativ ausnutzen, aushöhlen, aber auch transzendieren. Dabei scheinen transnationale Perspektiven sowie die Berücksichtigung von Rechtspluralismus und Harmonisierung zentrale Stichwörter an die Hand zu geben.

Ziel der Tagung ist es, aus soziologischer Perspektive über die Zusammenhänge zwischen Recht und Wirtschaft nachzudenken und zu eruieren, wie die Wirtschaftssoziologie das Recht angemessen in den Blick nehmen kann. Dafür planen wir theoretische und empirische Beiträge, bei denen die Frage nach der Bedeutung des Rechts (und seiner Entstehungsbedingungen) für die Wirtschaft erkenntnisleitend ist. Dazu gehören Beiträge, die

- das Verhältnis von Wirtschaft und Recht theoretisch neu konzeptualisieren oder klassische Perspektiven aufarbeiten,
- rechtliche Institutionen der Wirtschaft in den Blick nehmen (Verträge, Eigentum, Arbeit, Erbschaft, Geld, Patente, Zölle, Märkte etc.) oder zeigen, welche Auswirkungen die Gestaltung verschiedener Rechtsgebiete (Privat-, Steuer-, Wettbewerbs-, Subventions-, Körperschaftsrecht aber auch Naturschutz- oder Familienrecht) auf die Wirtschaft hat,
- Akteure, Dynamik und Machtverhältnisse im Rechtssystem in den Blick nehmen und nach deren Auswirkungen auf wirtschaftliche Ordnung und Dynamik fragen, und
- zeigen, wie das Recht mit ökonomischen Ungleichheitskategorien wie Race, Class und Gender verbunden ist und welche Konsequenzen sich daraus ergeben.

Die ausführliche Ankündigung mit zahlreichen Verweisen finden Sie unter: <https://soziologie.de/sektionen/wirtschaftssoziologie/calls-und-tagungen>. Die Organisation der Tagung übernehmen:

Dr. Philipp Degens, Universität Hamburg
E-Mail: philipp.degens@uni-hamburg

Lars Döpking, Hamburger Institut für Sozialforschung
E-Mail: lars.doepking@his-online.de und

Katharina Legantke, Universität Hamburg
E-Mail: katharina.legantke@uni-hamburg.de

Kann eine digitale Gesellschaft nachhaltig sein? Soziologische Perspektiven auf die Wechselwirkungen von gesellschaftlicher Transformation, Technik und Natur

Tagung des Arbeitskreises Soziologie der Nachhaltigkeit vom 23. bis 25.
Juni 2022 an der Universität Passau

Das Ziel des Arbeitskreises Soziologie der Nachhaltigkeit (SONA) ist es, Beiträge zur disziplinären Selbstverständigung, Vernetzung und Institutionalisierung der Nachhaltigkeitssoziologie zu leisten. Die Zusammenarbeit zeichnet sich dadurch aus, dass konkrete Themen einer nachhaltigen Gesellschaftsentwicklung mit einer spezifisch soziologischen Blickrichtung verbunden werden. Der Arbeitskreis ist innerhalb der DGS sektionsübergreifend angebunden an die Sektionen Arbeits- und Industriesoziologie, Wissenschafts- und Technikforschung, Religionssoziologie, Organisationssoziologie sowie Umweltsoziologie. Der Fokus liegt entsprechend dem Querschnittsthema Nachhaltigkeit darauf, die verschiedenen Nachhaltigkeitsbezüge der Sektionen miteinander ins Gespräch zu bringen. Das Anliegen der Tagung »Kann eine digitale Gesellschaft nachhaltig sein?«, die mit den genannten Sektionen gemeinsam ausgerichtet wird, besteht folglich darin, mit einem konkreten Gegenstandsbezug, der sich durch besondere Aktualität und Mehrdimensionalität auszeichnet, die Potenziale der sektionsübergreifenden Kooperation im Arbeitskreis auszuloten.

Nachhaltigkeit ist seit einem knappen halben Jahrhundert eine gesellschaftlich relevante Herausforderung weltgesellschaftlicher Transformation – ein sogenannter Megatrend. Zivilgesellschaftliche, wissenschaftliche, wirtschaftliche und politische Akteursgruppen thematisieren im Rahmen des Nachhaltigkeitsdiskurses auf der einen Seite die Ursachen, Zusammenhänge und Folgen von ökologischen und sozialen Krisenphänomenen. Auf der anderen Seite sind zugleich die positiven Visionen einer umweltverträglichen und sozial-gerechten Gesellschaftsordnung Bestandteil von Nachhaltigkeitskonzepten, die sich in globalen, nationalen und lokalen Umsetzungsprogrammen und Handlungsempfehlungen für nahezu alle Lebensbereiche materialisieren: Mobilität, Arbeit, Wohnen, Technik, Industrie, Wissenschaft, Politik, Konsum oder sogar Religion – es ließe sich kaum ein Bereich ausmachen, der nicht nachhaltig werden soll. Und in der Tat verbinden sich die normativen Ansprüche auf vielfältige Weise mit der sozialen Praxis, indem sie diese transformieren – mitunter aber auch in ihrer nichtnachhaltigen

Form stabilisieren. Die Veralltäglicung von Nachhaltigkeit führt bisher nicht zu einer erfolgreichen Bearbeitung ihrer ökologischen und sozialen Bezugsprobleme, sondern verweist vielmehr auf die Persistenz der Problemlage.

Wie sich ein anderer Megatrend, die digitale Transformation, mit den Nachhaltigkeitsanforderungen vereinbaren lässt – ob Digitalisierung gar ein »Game-Changer« für eine nachhaltige Entwicklung sein kann – ist in vielen Belangen noch offen. Mit der Verbreitung digitaler Informations- und Kommunikationstechnologien in Lebenswelt und Wirtschaft hat sich die Art und Weise grundlegend verändert, in der kommuniziert, informiert, produziert, konsumiert, politisiert und geforscht wird. Mit Digitalisierung werden einerseits klassische Fortschrittsvorstellungen verbunden: Die Verbesserung menschlichen Lebens und Zusammenlebens, wirtschaftliche Prosperität und Effizienz, Teilhabe und sozialer Aufstieg. Andererseits gilt Digitalisierung als Chiffre für eine perfektionierte Überwachung, algorithmusgesteuerte Unübersichtlichkeit, mächtige Monopolstellungen im digitalen Kapitalismus sowie »Shitstorms«, »Hate-Speech« und neue soziale Polarisierungen.

Seit relativ kurzer Zeit werden Digitalisierung und Nachhaltigkeit diskursiv und praktisch sowie als soziologische Beobachtungsgegenstände miteinander verbunden. Digitalisierung erscheint als Möglichkeit, Nachhaltigkeitsziele zu erreichen, indem sie einen schonenderen Umgang mit natürlichen Ressourcen durch Effizienzgewinne und neue Kontroll- und Steuerungsmöglichkeiten eröffnet (zum Beispiel Smart Sustainability). Allerdings wird auch auf die sozial und ökologisch problematischen Wirkungen von Digitalisierungsprozessen verwiesen – ihre Ressourcenintensität, mögliche Rebound-Effekte und neue soziale Spaltungen. Nachhaltigkeit und Digitalisierung berühren als Transformationsdynamiken die Machtverhältnisse, die Materialitätsverhältnisse und die Selbstverhältnisse des Sozialen – jedoch teils unterschiedlich oder gar in widersprüchlicher Weise.

Das Anliegen der Tagung besteht darin, die komplexen und facettenreichen Beziehungen von Nachhaltigkeit und Digitalisierung als Forschungsgegenstand deutlicher zu konturieren und in den Blickpunkt soziologischer Reflexionen zu rücken, indem eine Vielfalt theoretisch-konzeptueller und empirischer Forschungszugänge miteinander ins Gespräch gebracht wird. In dem so eröffneten Feld sollen Verbindungslinien zwischen und Herausforderungen für die beteiligten »Bindestrichsoziologien« sowie Forschungs- und Handlungsdesiderata aufgezeigt werden. Im Mittelpunkt dieser Tagung

sollen Phänomene stehen, in denen Nachhaltigkeit und Digitalisierung diskursiv und praktisch aufeinander bezogen sind, entweder im Sinne einer postulierten Synergie oder als postulierter Gegensatz.

Eine ausführliche Beschreibung der geplanten Tagungsinhalte finden Sie unter <https://soziologie-der-nachhaltigkeit.de/>. Die Organisation liegt bei:

Dr. Thomas Barth

E-Mail: thomas.barth@lmu.de

Prof. Dr. Anna Henkel

E-Mail: anna.henkel@uni-passau.de

Prof. Dr. Jens Köhrsen

E-Mail: jens.koehrsen@unibas.ch und

Dr. Björn Wendt

E-Mail: bjoern.wendt@uni-muenster.de

Axel Honneth

Frühes Glück und schnelles Leid

2001 übernahm ich die Leitung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und musste in den ersten Jahren unkonventionelle Wege beschreiten, um die empirische Forschung am Institut stärker interdisziplinär auszurichten und dessen ursprüngliche Idee wiederzubeleben. Mit der Zeitschrift »WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung« versuchten wir, die Ergebnisse unserer Arbeit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wir entwickelten den Forschungsschwerpunkt »Paradoxien der kapitalistischen Modernisierung«, der von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen bearbeitet werden sollte. Als stark von Drittmitteln abhängiges Institut hatten wir jedoch lange mit der dominierenden, einer Interdisziplinarität entgegenstehenden Förderlogik zu kämpfen.

In 2001, I became director of the Frankfurt Institute for Social Research and had to take unconventional paths in the first few years in order to make empirical research at the Institute more interdisciplinary and to revive its original idea. With the journal »WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung« we tried to make the results of our work accessible to a broader public. We developed the research focus »Paradoxes of Capitalist Modernisation«, which was to be addressed by researchers from various disciplines. However, as an institute heavily dependent on third-party funding, we had to struggle for a long time with the dominant funding logic that was incompatible with interdisciplinarity.

Daniela Schiek, Larissa Schindler, Heike Greschke

Qualitative Sozialforschung in Krisenzeiten: Fachgebiet oder Notprogramm?

Diese Frage wird derzeit in verschiedenen Organen der Fachöffentlichkeit diskutiert. Während die einen die Möglichkeiten des Einsatzes digitaler Kommunikationstechnologien in der Forschung optimistisch einschätzen, fürchten die anderen um Forschungsgelegenheiten oder gar um den Markenkern der qualitativen Sozialforschung. Überraschenderweise scheint die Krise eine allgemeine Amnesie zu erzeugen. Jedenfalls vermissen wir in der Debatte den Bezug auf theoretische, methodische und methodologische Erkenntnisse aus der bisherigen Erforschung digitaler Sozialität. Höchste Zeit also, die Debatte an den Forschungs- und Professionalisierungsstand anzuschließen und damit eine Grundlage zu schaffen, auf der die Aufgaben und Möglichkeiten, die sich aus der Pandemie für die qualitative Sozialforschung ergeben, differenzierter diskutiert werden können.

What do the pandemic-related contact restrictions mean for qualitative social research? This question is currently being discussed in various spaces of the professional public. While some are optimistic about the possibilities of using digital communication technologies in research, others fear for research opportunities or even for the brand essence of qualitative social research. Surprisingly, the crisis seems to produce a general amnesia. In any case, we miss in the debate the reference to theoretical, and methodological insights from previous research on digital sociality. It is therefore high time to connect the debate to the state of research and professionalization and thus to create a basis on which the tasks and opportunities arising from the pandemic for qualitative social research can be discussed in a more differentiated way.

Ralph Brinks, Tobias Kurth
Zwei Jahre Corona-Pandemie

Erkrankungsmodelle und deren Ergebnisse haben während der Pandemie eine übertragende Rolle gespielt. Folglich stellt sich eine Reihe wichtiger erkenntnistheoretischer Fragen, die wir in diesem Artikel behandeln. Wir widmen uns der Frage, was ein Erkrankungsmodell ist und wollen wissen, wo die Schwierigkeiten beim Betreiben des Modells liegen und welche Grenzen die Interpretation der Ergebnisse solcher Modellierungen haben. Trotz aller Kritikwürdigkeit von Erkrankungsmodellen wollen wir auf die Notwendigkeit von Modellierungen eingehen und für mehr Zurückhaltung bei der Interpretation und Kommunikation der Ergebnisse werben.

Disease models and their results have played a predominant role during the pandemic. Consequently, a number of important epistemological questions arise, which we address in this article. We address the question of what a disease model is and want to know what the difficulties are in using the model and what the limitations are in interpreting the results of such modelling. Despite all the criticism of disease models, we want to address the necessity of modelling and advocate for more restraint in the interpretation and communication of the results.

Bitte berücksichtigen Sie folgende Hinweise zur Textgestaltung:

Verwenden Sie *Fußnoten* nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben. Geben Sie *Literaturhinweise im Text* durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel (König 1962: 17).

Bei *bis zu drei Autor:innen* geben Sie alle Namen an und trennen durch Komma; bei *mehr als drei Autor:innen* ergänzen Sie den ersten Namen um »et al.«. Kennzeichnen Sie *mehrere Titel pro Autor:in* und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... (König 1962a, 1962b).

Mehrere, aufeinander folgende Literaturhinweise werden durch Semikolon getrennt (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

In der *Literaturliste am Schluss des Manuskriptes* führen Sie alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor:in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet auf, bei mehreren Autor:innen alle namentlich durch Schrägstrich getrennt nennen. Geben Sie Verlagsort und Verlag an.

Bücher: Luhmann, Niklas 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, Volker 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. SOZIOLOGIE, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lutz, Helma 2003: Leben in der Twilightzone. In Jutta Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 254–266.

Internetquellen: Stark, Philip B. / Freishtat, Richard 2014: An Evaluation of Course Evaluations. ScienceOpen Research, doi: 10.14293/S2199-1006.1.SOREDU.AOFRQA.v1.

oder Steffen, Wiebke 2003: Polizeilich registrierte Gewalttaten junger Menschen: Grund zu Furcht und Sorge? Sozialwissenschaften und Berufspraxis, 26. Jg., Heft 2, 135–148. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-38044>. Letzter Aufruf am 27. April 2021.

Im Literaturverwaltungsprogramm *Citavi* können Sie unseren *Zitationsstil »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«* nutzen. Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine *deutsche* und eine *englische Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen*, sowie *Name, Titel* und *Korrespondenzadresse* bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .docx, .rtf oder .odt per E-Mail an die Redaktion der SOZIOLOGIE: soz-red@sozio.uni-leipzig.de.

Für *Berichte aus den Sektionen* beachten Sie bitte, dass der Text 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollte.